Die Opfernden Götter.

Roman

von

Ida Frick.

Zweiter Theil.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1862.

Die opfernden Götter.

Inhalt.

	Seite
Erstes Capitel. Eine Mädchenverschwörung .	1
Zweites Capitel. Der Glaubensjünger . .	22
Drittes Capitel. Liebe und Gehorsam . .	49
Viertes Capitel. Ein Abtrünniger . . .	106
Fünftes Capitel. Befreiung	135
Sechstes Capitel. Nur eine Tänzerin . .	160
Feuer. Scenen aus dem Leben einer französischen Schauspielerin	191

Erstes Capitel.

Eine Mädchenverschwörung.

Motto: Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlor'nes Lieb! ich grolle nicht.

H. Heine.

Jacob ist so glatt, so gleisend;
Edom ist so rauh, so rauh;
Jacob aber stiehlt den Segen,
Und die Lämmer stiehlt er auch.

Hafis nach Daumer's Uebersetzung.

Henriette Kosenell war in den ersten Tagen des März von ihrer ausnahmenweise während der Theatersaison ihr bewilligten Urlaubsreise nach M. zurückgekehrt. Daß sie gegangen, daß sie diese Entfernung von Bogenfels gewünscht und erzielt, war so gekommen. Der Baron, der den ungefähren Zusammenhang dieser für sein Lebensglück so verhängnißvollen Katastrophe gar bald durchschaute, hatte

mit keinem Worte des Vorwurfs oder der Klage Henrietten gestraft. Allein er mied sie seit der Stunde seines letzten Besuches bei Doris gänzlich, und beantwortete ein paar Billetchen, die sie, irgend einen Vorwand aufgreifend, ihm schrieb, so höflich kalt, daß das unglückliche Mädchen jenen doch aus reiner Liebe gethanen Schritt fast bereute. Endlich erfuhr sie durch Bertha Leutner, die eine Verwandte von Doris Kammermädchen war, Lothar's Verbannung aus dem Hause seiner Braut. Nur von seiner in diesen Tagen ebenfalls erfolgten Abreise erfuhr sie nichts. Sie hätte in die Erde sinken mögen vor Kummer und Scham über diesen traurigen Erfolg ihrer Einmischung in Lothar's Schicksal und hätte sich etwas Entsetzlicheres kaum denken können, als ihm vielleicht zu begegnen, in seinem vorwurfvollen Auge, in seinen gramerfüllten Zügen ihre Anklage zu lesen und dabei — Bejaderen Dienst thun, auf die Sinne wohl mehr als auf den Kunstsinn einer schaulustigen Menge wirken zu müssen, während vielleicht in der bekannten Loge im Theater der theure ewig geliebte Mann im Herzen sie verwünschte.

Henriette hatte, von ihrem Herzen gefesselt, während des vergangenen Sommers von ihrem zwei-

monatlichen Urlaub keinen Gebrauch gemacht. Sie erbat sich jetzt drei Monate, entsagte dagegen ihrem Urlaub für nächsten Sommer und opferte gern und willig die Hälfte ihrer Gage für die drei in Rede stehenden Urlaubsmonate. Das namentlich machte die Intendanz nachgiebig gegen die Wünsche ihrer gefeiertesten Solotänzerin.

Die Kosenell reiste also und kehrte nach Verlauf dreier Monate mit der resignirenden Hoffnung zurück, Doris und Lothar nun vermählt oder wenigstens versöhnt und mit den Vorbereitungen zum Polterabend beschäftigt zu finden. Gegen die Qual, welche den Entschluß ihrer Abreise geweckt, war dieser Gedanke ein wahrer Aeolsharfenton. So leidenschaftlich auch das junge Mädchen ihren Milchbruder liebte, so selbstlos war doch wiederum diese Liebe, sobald sie sich überzeugt, daß Doris und nur ihr Besitz allein das Glück seines Lebens machen könne.

Kaum hatte Henriette ein paar Stunden sich ausgeruht, so fuhr sie nach der St. Annenvorstadt in das öde abgelegene Gäßchen, wo die Geschwister Leutner wohnten. Keine Nacht sollte in der ihr so peinlichen Ungewißheit verstreichen, sie wollte Er-

kundigungen über Lothar's Glück einziehen. Das bange Herzklopfen, womit sie, vor dem stillen Hause angelangt, aus dem Wagen stieg, ließ sich auf vielfache Weise erklären. Furcht und Hoffnung, die resignirende Selbstentäußerung eines doch so heiß schlagenden Herzens und der bittre Gedanke: nun gehört er für immer einer Andern — kämpften schwer und angstvoll gegen einander. Auf der ersten Treppe mußte sie einige Augenblicke stehen bleiben, um Athem zu schöpfen und ihre Bangigkeit so viel als möglich zu überwinden. Das ihr voran leuchtende Mädchen blickte scheu und ruhelos um sich her, es war, als müsse jeden Augenblick irgend etwas Grauenvolles hinter diesem Wandpfeiler oder aus jenem dunkeln Corridor hervortreten, so viel Abenteuerliches war von Bertha Leutner im Hause der Konsenell namentlich gegen die Dienstleute geschwatzt worden. Mit stummer Geberde winkte endlich Henriette zum Weitergehen und schon hob die kleine Gespensterseherin den Fuß, um dem schweigend ausgesprochenen Befehle Folge zu leisten, als die Vorsaalthür zu der Wohnung der ersten Etage sich öffnete und ein bleicher junger Mann in der Oeffnung sichtbar ward. Henriette warf einen schnellen miß-

trauischen Blick auf ihn, und besann sich augenblicklich, das fahle Gesicht schon irgendwo gesehen zu haben; nur wo war ihr nicht sogleich erinnerlich. Sie wollte noch einmal ihrem überhaupt sehr dankbaren Personengedächtniß zu Hülfe kommen und sich überzeugen, allein der junge Mann hatte die Thür wieder herangezogen, somit war jedes Zögern und Umschauen vergeblich.

Als unsere Tänzerin das kleine saubere Dachstübchen betrat, aus dem so manches Prachtstück ihrer Garderobe hervorgegangen, traf ihr erster Blick auf eine in Trauer gekleidete Frauengestalt. Näher tretend erkannte sie das Kammermädchen des Fräulein von Hartenstedt in der Trauernden, die ihr als eine Verwandte der Geschwister Leutner vorgestellt wurde. Das Mädchen brach in Thränen aus, sobald auch sie Henrietten erkannte, deren rasche Frage nach Doris mit dem alle Hoffnung brechenden „todt“ — beantwortet wurde.

Beinahe eine Stunde verging, ehe die Wogen des Schmerzes von Seiten Henriettens sowohl als der treuen Dienerin einer unbeschreiblich geliebten Herrin soweit sich ebneten, daß es zu Frage und Erzählung kommen konnte. Und doch schien diese

Erzählung, als sie endlich ihren Anfang nahm, dem leidenden Herzen wohl zu thun. Es war ein Monument der Dankbarkeit und Trauer, dieses Wieder- und immer Wieder-Aufreißen der ohnedies noch frisch blutenden Wunde, es war ein Todtenopfer auf dem Grabe der Dahingeschiedenen, dessen die weibliche Gefühlsüberschwenglichkeit so leicht nicht müde wird. Die treue Seele that mehr noch, als man einem gramerfüllten Gemüth bei derartigen Erzählungen eigentlich zumuthen darf, sie unterdrückte mit heldenmüthiger Standhaftigkeit sogar die Ausbrüche ihres Schmerzes, ihre Thränen und freilich schon laut genug sich kund gegebenen Klagen, um ruhig fort sprechen zu können. Als Emilie — so hieß das Mädchen — des jungen Arztes gedachte, der anfangs mit so vielem Glück an dem Krankenlager ihrer Herrin gewaltet, steigerte sich Henriettens Aufmerksamkeit' zu einer kaum zu bewältigenden Unruhe. Sie ließ sich das Aeußere des Mannes genau beschreiben, und eine dunkle Röthe des Zornes färbte, während dies geschah, das schöne Gesicht des Mädchens. Ein paar unverständliche Worte vor sich hin murmelnd, bat sie Emilien dann wieder um einen geregelten Fortgang ihrer Erzäh-

lung, mahnte sie aber dringend, ja nichts zu versäumen, was etwa in Beziehung zu der Heilmethode des jungen Herrn Doktors stehe.

„Nun darüber ist eben nicht viel zu sagen," erzählte das Mädchen im Tone herzbrechender Entmuthigung weiter. „Das größte Unglück war wohl, daß der Herr Doktor Salzmann bald nach der Einführung seines Herrn Collegen in unser Haus selbst am Nervenfieber erkrankte, und erst vor ein paar Tagen wieder zum erstenmale ausgegangen ist. Der Herr Oberst konnten den Herrn Doktor Gustin immer nicht so recht leiden und hätten, als es sich wieder mit dem Fräulein verschlimmerte, gern eine Aenderung vorgenommen. Aber mein Fräulein bat so gar sehr, nicht noch einen Dritten an ihr Krankenbett zu bringen, und vertröstete auf die Genesung des Herrn Doktor Salzmann. Es stehe ja auch gar nicht so schlimm mit ihr, suchte sie den bekümmerten Herrn Vater zu überreden, das Frühjahr werde ihr schon die ersehnte Gesundheit bringen, das fühle sie recht lebhaft. Der Herr Oberst hofften das auch und hofften noch mehr, als von der Frühlingsluft, von der Rückkehr des Herrn Barons. Was meine arme Gebieterin litt,

wie sie nur ihren qualvollen Seelenkämpfen unterlag, davon hatte der gnädige Herr keine Ahnung. Ich aber durfte ja nicht reden, mich band ein schauerliches Gelübde, das mein Beichtvater mir abgenommen, als ich die Gänge in die Frühmesse dem Herrn verrathen. Ungehorsam gegen meine Gebieterin lautete damals das Sündenregister, das sie mir vorhielten; ach und ich war doch nur aus Liebe, aus wahrer Herzensangst ungehorsam gewesen und spätere Zeiten haben bewiesen, daß ich lieber meinen Eid hätte brechen als gegen den Herrn Obersten schweigen sollen. Oft belauschte ich Nachts meine unglückliche Herrin durch eine Spalte der Tapetenthür, welche unsere Schlafkabinete von einander trennte, wie sie, die Schuldlose, vor der Gebenedeiten auf den Knieen liegend, die Hände rang, und durfte nicht zu ihr eilen, und rufen: Gott ist die Liebe — wie sollten denn wir seine Kinder durch Liebe uns versündigen? — O es war schrecklich, schrecklich mit anzusehen, und seit des gnädigen Fräuleins Tode bin ich — mein Heiland verzeih' mir's — noch nicht wieder zu Messe und Beichtstuhl gegangen."

„Kennen Sie meine Schwester?“ unterbrach Henriette die Erzählerin.

„Wie sollte ich nicht,“ war des Mädchens Antwort, „sie unterrichtete ja das gnädige Fräulein in — —“

„Richtig, ich besinne mich. Sahen Sie Eberhardinen in der letzten Zeit bei Fräulein von Hartenstedt? —“

„Nur ein einziges Mal, wenig Tage vor ihrem Tode. Sie brachte ihr aus dem Schwesterhause zum Herzen Jesu eine Reliquie der heiligen Apollonia zu küssen und versprach sich viel von diesem schon oft bewährten Heilmittel in Seelenkrankheiten. Frau Wolfgang blieb lange mit meiner jungen Herrschaft allein, aber der Besuch sammt der Reliquie hatte unserer Kranken doch wenig Segen gebracht. Ich fand sie, nachdem Ihre Frau Schwester sie verlassen, zum Tode matt und sprachlos vor Erschöpfung. Die ist jetzt, wie man sagt, eine reiche Frau; ein lange in der Schwebe hängender Prozeß ist ihr gewonnen worden. Vorgestern ist Madame Wolfgang von M. abgereist, ich weiß es von meinem Bruder, der mit ihrem Gepäck zu schaffen gehabt und mit ihr zum Bahnhof gefahren ist.“

Gott gebe, daß wir einander niemals wieder begegnen, hieß der Wunsch, der in dem Herzen ihrer Schwester laut wurde. Dann bat sie Emilien, ihre traurige Erzählung nun ohne Unterbrechung zum Schluß zu bringen.

„Der Herr Baron waren angekommen und der gnädige Herr hatte die letzten vierzehn Tage, welche an der anberaumten Büßungszeit fehlten, noch glücklich von meinem lieben Fräulein abgehandelt. Sie versprach, ihn Tags darauf zu empfangen und war oder stellte sich ruhig und heiter, nachdem sie das Versprechen gegeben.

„Allein welche grausenvolle Nacht sollte zwischen diesem Heute und Morgen noch verstreichen und welch' ein Morgen sollten wir erleben! —

„Der Herr Oberst hatten den Herrn Baron am Bahnhofe empfangen und kamen heiterer als seit lange gegen Abend nach Haus. Friedrich übergab ihm einen Brief, der von weit her, ich glaube gar aus dem Schweizerlande gekommen, und als der gnädige Herr ihn gelesen, da war das Ungewitter da. Mit einem Auge, wie ich es so schrecklich in meinem ganzen Leben noch nicht an ihm gesehen, trat er zu meiner jungen Herrschaft in

das Zimmer und ein gebieterischer Blick hieß mich gehen. Aber ich zitterte wie Espenlaub, was nun mit Fräulein Doris geschehen werde, und horchte — das gestehe ich ganz offen."

„Weiter, weiter," drängte Henriette, als das Mädchen wahrscheinlich von der Erinnerung an jene peinliche Stunde überwältigt, eine Weile schwieg.

„Es war doch gar zu traurig, ich kann's Wort für Wort nicht wieder erzählen, was ich hörte," gestand Emilie, mit Anstrengung ihre Thränen niederkämpfend. — „Jener Brief hatte eine Warnung gegen den Doktor Gustin enthalten. Er sei ein Pater Jesuit, der unter dieser Maske sich eingeschlichen, um aus der reichen Braut eine Klosterheilige zu machen und noch einen andern Zweck durch die unfehlbare Verzweiflung des Barons zu erreichen. Ich vergesse den Ton in meinem ganzen Leben nicht, womit der gnädige Herr zweimal seine Frage wiederholte: ist es wahr Doris, daß Du mich so schmählich hintergangen und belogen? — rede Tochter — Kind meines braven Weibes, das mit keiner einzigen Falschheit oder Lüge sein Leben befleckt — sage, daß der anonyme Briefschreiber ein elender Verleumder ist und ich will auf meinen

Knieen Dich um Verzeihung bitten, daß ich einen Augenblick einer solchen Nichtswürdigkeit Dich fähig halten konnte. Ach sie mußte sich schuldig bekennen, das arme von tyrannischen Priestern so ganz beherrschte Opfer. Ohne ein einziges Wort der Erwiederung verließ sie der zürnende Vater und nun wollte es noch das Unglück, daß Pater Augustin — dies war der eigentliche Name des vermeintlichen Arztes, dem Herrn Obersten im Vorzimmer begegnete, als er seinen gewöhnlichen Abendbesuch machen wollte. Ich glaube er hätte ihn ermordet, wäre Friedrich nicht zwischen Beide gesprungen und wäre das gnädige Fräulein nicht mit einem Angstschrei auf der Schwelle ihres Zimmers erschienen. Zur Treppe hinunter hat er ihn aber geworfen, das bleibt ausgemacht, und wäre ich der gnädige Herr gewesen, ich weiß doch nicht, ob ich viel weniger gethan.

„Aber ach, meine arme Herrin! Zwei, dreimal schickte sie mich zu ihrem Herrn Vater und ließ flehentlich bitten, zu ihr zu kommen und ihre Rechtfertigung zu hören. Später — war seine ganze Antwort, dann verriegelte er die Thür. Nun raffte sich das arme todtkranke Fräulein selbst auf,

flehte nur um eine Viertelstunde Gehör und brach, als sie keine Antwort erhielt, an der Thür des zürnenden Vaters zusammen. Die nun folgende Nacht war schrecklich. Bald quälten die schauerlichsten Fieberträume die Kranke, bald weckte sie ein heftiger Bluthusten und färbte ihre Wangen mit einem hektischen Roth. Bald nannte sie mit den innigsten Liebesworten den Namen ihres Bräutigams und fluchte sogar ihren Peinigern, beiden Priestern, von denen sie in ihren Phantasien so oft sprach, deren Name jedoch nie über ihre Lippen kam, bald rang sie wieder in heißen Gebeten der Selbstpeinigung nach der, wie sie wähnte, durch sündhafte Liebe verscherzten Gnade Gottes.

„Sobald der Tag graute, erschien der Pater-superior der Metropolitankirche zu Unser Lieben Frau, ein würdiger frommer Mann, nach dem der gnädige Herr gesendet, und auch ein Arzt. Beide gaben wenig Hoffnung für die Genesung unserer Kranken. Sie sei fanatisirt, sagten Hochehrwürden, obgleich ich nicht weiß, was sie damit gemeint, und sie sei auf seelischem Wege leiblich gemordet, meinte der neue Herr Doktor. Unser Herr hatte eine lange Unterredung mit Beiden, darauf ging ein Brief an

den Herrn Baron ab, der ihn aber verfehlt haben muß. Friedrich konnte noch nicht zu ihm hin sein, da war der Herr Baron schon im Vorzimmer seiner Braut. Als ich seine Stimme erkannte, eilte ich hinaus, um ihn zurückhalten, denn Fräulein Doris hatte die Augen geschlossen und schien ein wenig zu schlummern. Er aber hatte draußen von dem Stubenmädchen nur die unmotivirte Weisung gehört: er dürfe das gnädige Fräulein weder heute noch morgen sprechen, und es brannte daher lichterloh in seinem Kopfe. Sehr unsanft und ungalant schob er mich bei Seite, hörte gar nicht auf mich und kniete bereits an dem Krankenlager seiner so lange entbehrten Braut, als ich mich noch besann, ob ich sie Beide allein lassen oder zu dem Herrn Obersten gehen und ihm die Anwesenheit des Herrn Barons mittheilen solle. Ich wählte einen Mittelweg, schickte zu dem gnädigen Herrn und trat ganz leise in ein Kabinet, dessen Seitenthür ich offen wußte, und von wo aus ich das Krankenzimmer übersehen konnte."

Jetzt aber ließen sich die schon lange nur gewaltsam unterdrückten Thränen des treuen Mädchens nicht länger bewältigen. Jeder Versuch, wei-

ter zu erzählen, scheiterte an der Gewalt der Natur, die dem Schmerze die lindernde Wohlthat der Thränen gab.

„Fassen Sie sich, liebe Emilie," nahm Henriette, selbst tief erschüttert, endlich das Wort, — „Doris Mörder sollen wenigstens nicht ungestraft diesen Frevel verübt haben, das schwöre ich Ihnen bei dem gesegneten Leibe des Herrn. Erschreckt nicht Kinder, wenn ich gegen Euch die Vermuthung ausspreche, daß hier — hier in diesem Hause der Hauptübelthäter vielleicht seine Höhle hat, daß hier vielleicht der Knoten geschlungen worden ist, der dieses Lamm erwürgt."

Die Mädchen alle drei drängten sich aber doch erschrocken und zaghaft um die muthige Tänzerin, die einen Kampf gegen die mächtige Klerisei wagen wollte. Emiliens Thränen versiegten. Sie war weniger zaghaft als ihre beiden Cousinen und hatte ihre junge Herrin zu innig geliebt, um nicht von dem Gedanken, ihren Tod gerächt zu wissen, sich gehoben zu fühlen.

„Die erste Bewegung meines armen Fräuleins, als sie ihren Bräutigam erkannte," so erzählte das Mädchen nun zu Ende, „war, ihn mit einem

herzzerreißenden Angstschrei von sich abzuwehren und Gott um Beistand gegen ihn und gegen sich selbst anzuflehen.

„Dann aber schaute sie in sein starr auf sie gerichtetes Auge und Thränen füllten das ihre. Sie umschlang ihn und erwiederte seine Küsse. In diesem Augenblicke erschien der gnädige Herr zwischen den Falten der Portière, schaute versöhnt und erfreut nach dem Paare hin, und — ahnte den darauf folgenden Auftritt wohl im Entferntesten nicht. Als das gnädige Fräulein ihren Herrn Vater ansichtig wurde, stieß sie den Verlobten aus ihren Armen zurück, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und athmete plötzlich mit dem Röcheln einer Sterbenden. Ich eilte herbei und vergesse den Anblick dieses sonst so engelschönen Antlitzes in meinem Leben nicht. Ein Blutstrom entquoll ihrem Munde — der eiligst wieder herbeigerufene Arzt zuckte die Achseln und sprach — von Ergebung in den Willen des Höchsten. Noch einmal öffnete sie ihre Augen in einer glänzenden Vision. Sie sah ihre verstorbene Mutter, die Fürbitte bei der Gebenedeiten für sie eingelegt, und verkündete nun mit lauter gehobener Stimme, daß alle Verzweif-

lung, alle Zerrissenheit ihres Herzens sie verlassen, daß bereits der Vorgeschmack himmlischer Seligkeit ihr zu Theil geworden. O Lothar! halte fest am Glauben, an der Hoffnung, an der Liebe — halte gläubig fest an unserer heiligen Kirche! damit wir dort jenseits uns wiedersehen — das waren, als die Besinnung ihres noch irdischen Daseins zurückgekehrt, die letzten Worte der Sterbenden. Dann sank sie auf ihr Lager zurück, ergriff wie Verzeihung erflehend die Hand ihres Vaters, hatte aber nicht mehr die Kraft, diese theure Hand, wie sie wollte, an ihre Lippen zu führen! Ach! ich kann, ich kann diese traurige Sterbestunde nicht weiter ausmalen und wozu auch. Vor drei Wochen begruben wir den Engel und noch heute ist unser Herr einer starren Leiche ähnlicher als die zarte Todtenbraut, da sie unter Blumen und Lichtern dem Tage der Auferstehung entgegen schlummernd auf dem Paradebett lag."

„Und der Baron?" fragte Henriette nach einer thränenreichen Pause weiter.

„Er kniet an den Altären der Heiligen und man erzählt sich von ihm, daß er Nachts statt des Schlafes, der ihn flieht, Märtyrerlegenden und so-

gar die Geißel zu Hand nimmt. Man sieht ihn nur in Gesellschaft des neuen Predigers, von dessen Lobe die ganze Stadt voll ist und von dessen Congregationen er keine versäumen soll.“

In diesem Augenblicke zog es so heftig an der Klingel, daß die Mädchen erschrocken in die Höh' fuhren. Agnes war es, die jüngste der Geschwister Leutner, welche aus einer Balletprobe heim kam. Aber das Kind sah leichenblaß aus und zitterte am ganzen Körper. Der lange Maskenträger da unten, der garstige schwarze Vehmritter habe sie erschreckt, erzählte das junge aufblühende Mädchen. Er sei, als sie die Treppe heraufgekommen, ganz plötzlich um die Ecke gebogen, die durch den Holzraum gebildet werde, und habe sie bei der Hand ergriffen.

Von schönen Kupfern und eingemachten Confitüren habe er ihr vorgeschwatzt, und habe sie mit sich in seine Wohnung nehmen wollen, allein sie habe sich gefürchtet und habe so laut geschrieen, daß unten bei Sommerfeld's die alte Magd aus der Küche gekommen, und nun sei sie davon gelaufen.

„Soviel ist gewiß,“ sagte Henriette, als Agnes, nachdem sie ihren Thee getrunken, und ihr

Butterbrod verzehrt, ausnahmsweise, früh zu Bett geschickt worden war, „soviel ist gewiß, daß Euer Hausgenosse ein Bösewicht ist, dem man das Aergste zutrauen darf. Als Emilie vorhin den saubern Doktor Gustin beschrieb, kamen mir zwei Personen in den Sinn, die jetzt in meiner Erinnerung zu Eins verschmelzen. Meine Schwester — leider kann ich nichts Gutes von ihr rühmen — kehrte einmal von einem ihrer nächtlichen Gesangsfeste, wie sie es nannte, in heftigem Fieber nach Hause zurück. Tags darauf sprach ein junger Arzt bei uns vor, das war der Beschreibung nach niemand Anderer als Euer wackerer Doktor Gustin, und war niemand Anderer als der bleiche junge Mann, den ich in der Thüröffnung gesehen, als ich vorhin über den Corridor der ersten Etage ging. Auch noch wo anders habe ich ihn gesehen, aber nur zufällig und — an einem grausenvollen Orte. Dort trugen auch alle Männer, außer Einem, den sie als Novizen eines höhern Grades einweihten, die schwarzseidene Maske vor dem Gesicht, ohne die Euer geheimnißvoller Hausgenosse niemals sichtbar werden zu wollen scheint. Auch ihn habe ich dort gesehen, darüber waltet kein Zweifel mehr, aber er ist wenig-

stens einen Kopf größer als Doktor Gustin oder wie der Elende eigentlich heißen mag. Dem riß damals ein Band an seiner Maske, so daß einen Augenblick lang sein fahles Antlitz sich enthüllt zeigte. Es war die gräßlichste Nacht meines ganzen Lebens, jene — von der ich geschwiegen bis heut, weil ich doch immer noch Scheu trug, als Anklägerin gegen meine Schwester aufzutreten. Nun sie diese unheilvolle Stadt verlassen und nun Er vielleicht nur durch Wahrheit noch zu retten ist — nun will ich reden, und will Exequien halten auf Doris Grabe. Morgen schon fahre ich zum Polizeipräsidenten und Sie, liebe Bertha und Seraphine, müssen mir versprechen, auf Ihre Hausgenossen — den sogenannten Herrn Sprachlehrer Bertrand so gut als auf den Unsichtbaren — ein wachsames Auge zu haben. Eines nur kümmert mich und dazu möchte ich Ihren Beistand, liebe Emilie, in Anspruch nehmen, denn ich glaube, Sie sind mit den Lokalitäten unserer sittsamen Stadt bekannter als ich."

„Wie meinen Sie das, Fräulein Kosenell?" fragte das schlichte Mädchen halb erstaunt, halb verletzt. —

„Verstehen Sie mich nur recht," erklärte die junge Tänzerin, wehmüthig lächelnd. „Es handelt sich darum, ein Haus aufzufinden, in das meine Schwester eines Abends mit verbundenen Augen im dicht verschlossenen Wagen mich geführt. Ich wollte wetten, daß es in der Nähe des Englischen Gartens, vielleicht ohnweit der Wohnung des Baron Bogenfels ist, denn ein paar Mal habe ich doch durch die Binde und die wollenen Gardinen des Wagenfensters gelauscht, allein etwas Bestimmtes weiß ich durchaus nicht darüber anzugeben. Wie ich dorthin gekommen und warum ich meiner Schwester in jene Wolfshöhle gefolgt bin — kommen Sie in den nächsten Tagen zu mir, liebe Emilie, ich will Ihnen einen Beweis meines Vertrauens geben, der Sie, wie ich hoffe, von der Achtung überzeugen soll, welche ich mein ganzes Leben hindurch Ihnen bewahren werde."

Zweites Capitel.

Der Glaubensjünger.

Motto: Lieben, Hassen, Fürchten, Zittern,
Hoffen, Zagen bis in's Mark
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne dieß wär's Quark.

Reinhold Lenz.

Mephistopheles:
Laßt das, mein Gönner; lieber seht
Den Burschen hier Euch schärfer an,
Im Knechteskittel angethan,
Wie dem die Sclavenmiene steht!

Minister:
Ihr habt Recht,
Geboren scheint er mir zum Knecht.

Nicolaus Lenau.

Von Bogenfels hatte das treue Kammermädchen seiner hingeopferten Braut leider die Wahrheit berichtet. Kein Wort tröstender Zusprache, keine Mahnung an den wahren Zweck des Lebens, kein

anderer Laut war seinem Ohr und seinem Herzen mehr zugänglich, als Doris letzte Mahnung: Halte fest am Glauben, damit es ein Wiedersehen für uns giebt.

Halte fest am Glauben! — Ach der Unglückliche fühlte nur zu lebhaft, daß der Glaube im Sinn jenes dahingeschiedenen Engels erst noch errungen werden mußte, um ihn festhalten zu können. Was geschah:

„Es befand sich um jene Zeit," heißt es in unserer Vorlage „ein sehr gefeierter Prediger in M., dessen salbungsvolle Reden bereits auf Viele einen tiefen Eindruck gemacht hatten. Alles strömte ihm zu, Jung und Alt, Vornehme und Niedrige, Freigeister und Strenggläubige. Es lag für Alle ein wahrhafter Zauber in seinen Predigten, und er besaß die Kunst, für Alle so anziehend zu sein, daß ein Jeder etwas daraus mit nach Hause nahm. Die Strenggläubigen erbauten sich an seiner reichen Belesenheit in der heiligen Schrift, an den vielen und überaus ortgemäß angeführten Stellen aus derselben, während die Freigeister bei ihm eine geistreiche Vermischung des Christlichen mit der Philosophie zu finden vermeinten. Den Lebensfrohen schreckte

er nicht durch die Mahnung an eine ewige Verdammniß, und die, so zerrissenen Herzens waren, verwies Pater Augustin auf das Gebet und die unendlichen Tröstungen der Religion. — Ueberhaupt hatte damals eine gewaltige Bewegung alle Stände ergriffen, Vornehme und Geringe, besonders aber die Frauen. Es gab gar viele Sünder in dieser Stadt; kein Wunder, daß Bekehrer dort leichte Arbeit hatten. Böse Gerüchte liefen aber hie und da um, und fanden bei einigen Glauben. Man wollte nämlich behaupten, daß die vielen Liebessteuern, deren sich der Pater zu erfreuen habe, keineswegs, wie er vorgäbe, dazu bestimmt würden, Unglückliche aller Art, besonders arme Handwerker, entlassene Strafgefangene u. s. w. zu ermuntern und zu unterstützen, sondern die menus plaisirs des Paters zu bestreiten. Ebenso wollten boshafte Menschen behaupten, dieser würdige Geistliche stehe in zu nahem, gar nicht mehr geistigem Verhältnisse zu einigen vornehmen Damen und auch zu Frauen aus mittleren und unteren Ständen. Dem sei nun, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß seit vielen Jahren kein Prediger solchen Zulauf von Andächtigen hatte, als Pater Augustin. Gerade in den höheren

Ständen hatte er seine andächtigsten und zerknirschtesten Gönner, da überdies noch eine gewisse Empfindelei zu jener Zeit Mode war. Die Pfarrer der verschiedenen Kirchen in M. beklagten sich bitter über die Zurücksetzungen, die sie überall erfuhren, und begannen bereits von Petitionen zur Ausweisung des Fremden zu reden. Man munkelte von Jesuiten und glaubte in Pater Augustin einen Emissär derselben zu erblicken. Ja, viele von denen, welche durch des Paters salbungsvolle Reden sich nicht hatten erbauen lassen wollen, gingen so weit, schon von Einführung derselben im Lande zu reden." —

Lothar versäumte keine Predigt des Pater Augustin, dessen reiche Mannichfaltigkeit in Anschauung und Auffassung aller Zustände des Lebens einen tiefen Eindruck auf den seelenkranken Jüngling machte. Bald wurde er sein Beichtvater, sein geistlicher Freund und Berather.

„Unthätigkeit heißt das Gift, das Ihrer Heilung entgegen wirkt," sagte Pater Augustin, als der Baron ihn zum Vertrauten seines Kummers gemacht. „Wählen Sie einen Beruf, mein junger Freund, der Ihnen und der Menschheit Segen bringt, und Sie werden gesunden."

„Nennen Sie mir einen solchen und ich will Ihnen, als meinem Seelenarzt, danken. Künstler müssen geboren werden, und lebte eine solche in mir, so hätte sich die Künstlernatur schon durchgerungen. Ein Prediger wie Sie, Hochwürden, wäre, seit ich Sie gehört, das Ziel meines Strebens, wenn ich nicht — Gott sei es geklagt, aber es ist nun einmal so — Sätze und Glaubenslehren als ewige Wahrheiten vortragen müßte, an die ich doch selbst im strengsten Sinne des Wortes nicht glaube."

„Es würde sich auch fürs Erste noch nicht um das Predigen, sondern nur um das Studiren handeln," entgegnete Pater Augustin mild. „Forschen Sie nach Wahrheit und sie wird bei Ihnen einkehren. Der Glaube, junger Mann, ist kein Kind der Ueberredung, sondern er ist die Frucht eigener Ueberzeugung."

„Und doch sagt man, daß der wahre Glaube ein Kind sein soll, das weder prüft noch grübelt?"

„Die Vernunft schließt, urtheilt, spricht ab oder zweifelt; der Glaube aber *weiß*, deshalb steht er höher als die Vernunft, doch die Befähigung: *glauben zu können*, dieser köstliche Juwel eines christlichen Herzens muß durch Gebet und

aufrichtigen Willen, er muß durch Hinleitung unserer Gedanken auf die rechte Bahn der Wahrheit errungen werden, und dazu helfe Ihnen Gott in seiner überschwenglichen Gnade. Vielleicht kann ich Ihre heißen Seelenkämpfe durch einige Bücher, die ich Ihnen schicken werde, zu einem glücklichen Ende führen."

Lothar las diese Bücher und las wieder. Er schlürfte in langen durstigen Zügen das süße Gift unter dem Vorgeben heilsamer Arznei in seine kranke Brust. Seine eigenen Wunden sah er bluten und geheilt, seine eigenen Seelenzustände quälender Zweifel sah er in feste Zuversicht sich lösen und nebenbei — der Ehrgeiz gewann, nun die Liebe für immer aus seinem Leben geschwunden, eine von Tag zu Tag sich steigende Gewalt in dem erschütterten Gemüth des Jünglings. Die in der Gesellschaft der opfernden Götter eingesogenen Grundsätze von einer privilegirten, zum Herrschen geborenen Menschenklasse, verbunden mit der Lehre von dem Aufgeben des eigenen Ich, für den höchsten Zweck — alle diese systematisch in Lothar geweckten und genährten Prinzipien trugen jetzt ihre Früchte.

Dazu kam noch ein Brief von Warrenberg, den dieser von der Schweiz aus an seinen Freund geschrieben. Er hatte von dem Tode des Fräulein von Hartenstedt gehört und bezeigte dem Baron die innigste Theilnahme. Dann aber ging er geflissentlich auf sich selbst und auf seine jetzige Berufsthätigkeit als Mitglied des Jesuitenordens über. „Der Ehrgeiz, zugleich zu nützen und zu herrschen, hieß es unter Anderem in dem sophistisch-gegliederten und geklügelten Briefe — hat uns Beide von jeher beseelt, verbrüdert und mit gemeinsamen Plänen für die Zukunft uns beschäftigt. Zu nützen und zu herrschen. Nenne mir eine Verbindung, einen durch viele Glieder gemeinsam erzielten Gedanken außer dem Jesuitismus, der diesen für den Mann immer doch würdigsten Lebenszweck in so hohem Grade erfüllt, wie der Jesuitismus. In Lagen, wie die unsere, mein theurer Lothar, schiffbrüchig an Lebensglück und Lebensfreudigkeit, fühlt man wohl, daß der sinkende Muth zu diesem verödeten Dasein einer Stütze bedarf, die unter keinen Stürmen irgend welcher Art wankt, und diese alleinige Stütze ist — der Glaube. Ihn fördern, durch Lehre, Beispiel und Erziehung, ihn über

die ganze Erde verbreiten, die Menschheit jener untadelichen Gewissensreinheit, mit der Deine Doris dahin ging und starb — die Menschheit der höchsten Vollkommenheit Gottes näher bringen — das ist die Aufgabe eines Ordens, der nur darum so viele Feinde unter den Zweifelsüchtigen zählt, weil dem Fürsten der Finsterniß, dem Geiste der Negation nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes unendlich viel Macht über das menschliche Herz gegeben ist — u. s. w."

Vergebens erprobte der alte Oberst von Hartenstedt seine ganze Macht, über das Herz des fanatisirten Jünglings, den er einst als Sohn zu umarmen gehofft. Hatte doch der Baron gar oft schon von Doris die Klage gehört, daß ihr sonst so guter milder Vater nur gegen die Priester des Herrn, die gesalbten Verkünder der Religion, so scharf und fast feindselig urtheile. Deshalb sah er in allen über Pater Augustin ihm zugebrachten Gerüchten nur den Heiligenschein der Verleumdung, nur den giftigen Neid, der sich zu allen Zeiten auf die Schwelle großer Männer gelagert. Die vom Pater Augustin gegründeten Congregationen fanden bald einen der eifrigsten Besucher nicht allein,

sondern auch Anwerber für dieses „Reich des Glaubens“ in Lothar. Es wurde dort für die Vergrößerung dieser gläubigen Heerde, für das Wachsthum der Kirche, für alle reuige Sünder und manches Andere gebetet. Jedem Mitgliede dieser Congregation ward eine gewisse Anzahl von Gebeten für die heilige Sache zu verrichten und namentlich die Kirche und ihre Diener der feurigsten, inbrünstigsten Andacht der Gläubigen empfohlen; nur irdische Gebete durften sich in diese von himmlischen Flammen durchglühten Herzen nicht einschleichen.

Es gab zu jener Zeit gar viele solcher Congregationen in M. und Leute aus allen Ständen und jeden Alters, vom zehnjährigen Knaben bis zum erblindeten Greis, vom Geheimenrath bis zum Tagelöhner schaarten sich zu dergleichen Versammlungen.

Und dennoch: trotz Congregationen und Kasteiungen aller Art, trotz aller Märtyrerlegenden und Biographien Loyola's, die Bogenfels mit der Gier eines Heißhungrigen verschlang, ach trotz aller jener nächtlichen Visionen voll himmlischer Gebilde, wie die sogenannte Herzenszerknirschung fanatischer

Askese in feurigen Phantasien sie hervorruft — ja trotz Gebeten und Abtödtungen aller Art wollte jener Glaube, der Berge versetzen kann, weil er selbst fest wie ein Fels gegen die Meeresbrandung der Zweifel sich anthürmt — jener heiß ersehnte Glaube, der doch allein mit seiner Doris ihn wieder vereinigen konnte, wollte immer noch nicht seine Friedenspalme in Lothar's gequältes Herz herabsenken. So beschloß er denn es zu machen, wie so manche kluge Aeltern, die ihrer Tochter trotz deren Abneigung zu der reichen Heirath mit dem Troste rathen, die Liebe werde sich nach der Einsegnung schon finden. So meinte der verirrte übel berathene Lothar auch den Glauben mit dem Ordenskleide als einen neuen Menschen anziehen zu können, und nun sein Entschluß einmal gefaßt war, kam auch jene momentane Ruhe über den Unglücklichen, wie ein nach langen Kämpfen sich durchgerungener Entschluß — gleichviel ob die Zukunft Heil oder Unheil von ihm erntet — sie erzeugt, jene momentane Ruhe *der Erschöpfung* kam über ihn, die er für Seelenruhe und Glück des Sieges nahm.

Durch diesen Umstand und durch eine Scene zwischen dem Obersten und der Kosenell noch mehr

in seiner Opposition gegen Alles, was Vernunft hieß, bestärkt, theilte er Pater Augustin seinen unwandelbaren Entschluß mit, in den Orden der Jesuiten einzutreten. Die scheinbaren Schwierigkeiten und Hindernisse, welche der schlaue Priester ihm in den Weg stellte, befestigten diesen Entschluß zu einem unbesiegbaren.

Henriette hatte nicht geahnet und hatte nicht ahnen können, welche Schwierigkeiten bei Verfolgung ihres Zweckes: Enthüllung jener mysteriösen Gesellschaft — von deren Leitern sie Lothar noch umgarnt wähnte — sich ihr in den Weg stellen würden. Sie hatte, als sie mit dem Polizeipräsidenten über die Sache gesprochen, eine scharfe Rüge hinnehmen müssen, warum sie erst jetzt und nicht gleich nach dem abenteuerlichen Erlebniß davon Anzeige gemacht. Ihr reiner Sinn hatte an keine Möglichkeit gedacht, daß hier vielleicht Persönlichkeiten geschont werden sollten, die am Ruder der Staatsmaschine eine Rolle spielten, oder auch Frauen, die einen mittelbaren Einfluß auf diese Lenker des Staatsruders übten. Als sie mit Emiliens Hülfe das Haus, wo der verwirrende Auftritt stattgefunden, der Ordnungsbehörde bezeichnete

und ihre Aussage eidlich zu bestätigen sich erbot, sprach man zunächst von einer Confrontation mit ihrer Schwester und anberaumte einen Termin, wo sie Beide mit einander vor Gericht zu erscheinen hätten. Henriette stampfte vor Ungeduld mit dem kleinen Fuße und weinte vor Unwillen, allein das besserte nichts und man bedeutete ihr ganz trocken, sie dürfe froh sein, einer vorläufigen Haft zu entgehen, da ihre so ungemein verspätete Anzeige wie gesagt ein sehr verdächtigendes Licht auf sie selbst werfe.

Jetzt ging Henriette zu dem alten Obersten. Sie theilte ihm den Vorfall jener Nacht ganz offenherzig mit und knüpfte ihre Vermuthung, daß eine jesuitische Propaganda hinter jener mysteriösen Gesellschaft sich verbergen möge, an ihr freimüthiges Geständniß.

„O warum so spät, meine Tochter," war Alles, was der alte tief gebeugte Mann der jungen Tänzerin antwortete. Dann ging er mit ihr zu dem Baron und zog, als dieser sich verläugnen ließ, das bebende angstvoll beklommene Mädchen sich nach in Lothar's Empfangszimmer.

Mit welch' bangem Herzklopfen sah sie ihn

wieder — o nein, nicht ihn selbst, nur der Schatten seines blühenden lebensfrischen Einst. Ein Strom von Thränen brach unaufhaltsam aus ihren Augen, als sein matter erloschener Blick mit vorwurfsvoller Bitterkeit auf ihr haftete.

Der Oberst nahm jetzt das Wort. Er verfuhr als operirender Arzt und brannte mit dem Höllenstein derber Wahrheit so unbarmherzig auf Lothar's Seelenwunde los, daß Henriette, die diesen Auftritt nimmermehr vorausgesehen, mit schüchternem Erröthen das Zimmer verließ. Dem alten Kriegshelden war das ganz recht. Was das Mädchen hier gesollt, das hatte sie gleich bei seinen ersten Worten erfüllt. Sie hatte die Identität aller dieser im Dunkeln schleichenden Männer, ja die höchst wahrscheinliche Identität der von ihm geflohenen Gesellschaft der opfernden Götter mit seinen kirchlichen Freunden bestätigen, hatte namentlich eine merkwürdige Thatsache erzählen sollen, welche der angestrengten Aufmerksamkeit der Geschwister Leutner nicht entgangen. „Dein sauberer Pater Wolfgang, in dessen Gesellschaft ich Dich jetzt häufiger noch sehe als in der des Pater Augustin," donnerte der Oberst, „ist mit dem Masken=

träger in der St. Annenvorstadt, den Fräulein Kosonell auch bei jenem berüchtigten Feste getroffen, eine und dieselbe Person, darauf verwette ich meinen, Gott sei Dank! mit Ehren ergrauten Kopf. Das Seelnonnenhaus speit fast so oft als der lichtscheue Maskenheld in sein unterirdisches Reich sich begibt, eine oder ein paar Stunden darauf einen Pfaffen aus, den der Teufel durch Gott weiß was für Kunststückchen um einen halben Kopf kleiner gemacht, und dieser Pfaffe heißt Pater Wolfgang."

Bogenfels fuhr auf.

„Schmähen Sie mich, Herr Oberst," sagte er ruhig und würdevoll, „ich führe noch im kräftigen Arme die kräftige Waffe — nur jene Männer des Friedens lassen Sie mir unangetastet. Ein so braver, im Kampfe bewährter Held und wehrlose Hirten einer ohnedies in dem Sodom und Gomorra unserer Tage zerstreuten Heerde im Rücken angreifen — wie reime ich mir diesen Widerspruch?"

Hartenstedt mußte alle ihm zu Gebote stehende Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht durch einen tüchtigen Soldatenfluch seinem Aerger Luft, aber das Uebel insoferne noch ärger zu machen, als

er sich durch dieses ungenirte Gebaren um alle Geltung in den Augen des Barons gebracht haben würde.

„Es wird sich ja so Manches finden," sprach der Oberst mit tiefem Ingrimme, „wenn ich morgen Früh die Keller der beiden Häuser mit polizeilicher Eskorte untersuchen werde. Gib mir Dein Ehrenwort, daß Du von diesem Besuche nichts verrathen willst, sonst lasse ich Dich heute nicht mehr aus den Augen. Wer das Licht nicht zu scheuen hat, kann die Kellergewölbe getrost untersuchen lassen; das wenigstens wirst Du mir zugeben müssen."

Der Baron gab das verlangte Versprechen mit frostigem Handschlage. Einen Augenblick lang standen die beiden einst durch Liebe und freisinnig biedere Denkweise so innig mit einander verbundenen Männer Auge in Auge, Hand in Hand einander gegenüber und es war, als klopfe die Erinnerung, ach die Sehnsucht, wieder einmal an einem warmen Herzen ruhen zu dürfen, in mächtigen Schlägen an Lothar's umnachtete Seele. — Aber nur einen Augenblick — und der Versucher, wie er die ihn übermannende Weichheit nannte, wich dem kämpfen-

den Glaubenshelden. Mit kalter Ruhe zog er seine Hand aus der, die Doris Kindheit geleitet, und sah die Thräne nicht, welche in der grauen Wimper des alten Mannes zitterte. Bald aber von dieser unmännlich gescholtenen Wehmuth gegen sich selbst und gegen Bogenfels, als den Urheber dieser weibischen Schwäche, erbittert, brach sich sein Unwille gegen die eingeschlagene Frömmigkeitsrichtung seines jungen Freundes eine so rücksichtlose Bahn, daß Henriette erschrocken das Zimmer und die Wohnung des Barons verließ.

„Wenn ein Wüstling," fuhr der Oberst nun ganz ungenirt in seiner Strafpredigt fort, „oder eine Buhldirne, nachdem sie Gesundheit und Lebenskraft geopfert, mit ihren leergebrannten Herzen und dem zagenden Gewissen, mit einem von Eckel und Abscheu übersättigten Magen der Frömmigkeit in Euerem Sinne, Ihr Abtödter des Fleisches, zum Opfer fallen, das kann ich begreifen, denn jede Maßlosigkeit rächt sich und springt in das entgegengesetzte Extrem der Unnatur über. Nur der gesunde, lebenskräftige Mensch, der schon ein Lob Gottes an und für sich ist, weil Kraft seinem Arme und Muth seiner Brust inne wohnt — der Mensch, der das

Glück seines Daseins mit Daseinsfreude und Dankbarkeit gegen Gott nach den Gesetzen der Natur zu feiern berechtigt ist, ein solcher Mensch höhnt Gottes Meisterwerk: sich selbst, wenn er mit den Würmern um die Wette am Boden kricht, und die Berechtigung seiner Menschennatur, den edlen Genuß des Lebens vornehm verachtet. Pfui! über Euch Weltverbesserer und Pharisäer, die Ihr den Herrn und seine ewigen Gesetze meisternd hierhin den Lebensgenuß als Hölle und dorthin die augenverdrehende Entsagung als Himmel stellen möchtet und auch wirklich zu stellen Euch erdreistet. Für Euch, Ihr Selbstpeiniger und Marterknechte der Menschheit, ist wahrlich diese schöne Erde zu schön, denn Ihr habt eine Marterkammer und habt aus dem Christenthume, der Religion der Liebe und Duldung, die Marterwerkzeuge moralischer Vernichtung gemacht, und es ginge dem Himmel wahrlich nicht besser, wenn der liebe Herrgott Euch, so wie Ihr seid, hinein versetzte. Sinkt mit Euern Lebensgenüssen nicht in den Schmutz der Gemeinheit herab, so wird Euer Seelenfriede hienieden und die Unsterblichkeit Euerer Seele dort Jenseits ganz gut mit dem Genusse irdischer Freuden sich vereinbaren

lassen, und ein beglücktes, freudevolles Herz lobt seinen Schöpfer um so lauter. Oder war es nicht so, Lothar, mein armer, verirrter Sohn, als ich Doris Hand zum ewigen Bunde in die Deine legte und Dein Kuß ihre jungfräuliche Lippe berührte?"

Der Schmerz überwältigte den alten Mann, er konnte nicht weiter sprechen.

„Halte fest am Glauben, damit es ein Wiedersehen für uns gibt —" sprach Lothar mit feierlich gehobener Stimme. „Sie mußte hingehen für mich, die Reine, Heilige, als Märtyrin dieses so lange von mir verläugneten Glaubens, um ihn mir erringen zu helfen. Keine Verlockung, keine Sophistik der Welt drängt mich wieder aus der Bahn, die sie zu meinem ewigen Seelenheil mir eröffnet — Amen!"

„Ich hab's bei ihrer Erziehung versehen," sagte Hartenstedt, mehr zu sich selbst, als gegen den Baron gewendet. „Ihre gute, fromme Mutter, Gott hab' sie selig, nährte des Kindes Phantasie mit dem losen Manna der Mährchen und Legenden auf Unkosten der gefesselten Vernunft. Sie lernte zu wenig selbst denken und zu viel bewundern, sie betete an, wo ein wenig Kritisiren nicht würde geschadet ha-

ben. Wäre ihre vortreffliche Mutter noch am Leben geblieben, so würde sich Alles noch ausgeglichen haben, denn sie war ein echt weibliches Gemüth, deren erstes und heiligstes Gesetz die Liebe war. So aber fiel dieses arme Kind mit seinem opferseligen Herzen in die Hände jener Priester, die ihre schwärmerische Frömmigkeit in ihrem Interesse zu nützen verstanden. O, wenn ich — —"

„Scheiden wir," unterbrach Bogenfels den Eifernden, dessen hochschwellende Stirnadern wieder einen neuen Ausbruch des kochenden Vulkans zu verkünden schienen. „Wir verstehen uns nicht mehr und wollen die letzte Stunde unseres Beisammenseins nicht zu einer düstern Erinnerung unseres Lebens stempeln."

„Die letzte Stunde unseres Beisammenseins?" fragte Doris Vater gespannt.

„Ich reise in nächster Zeit zu der Fürstin *** und von da noch weiter," war Lothar's kühle Antwort. „Nach M. gedenke ich niemals wieder zurück zu kehren."

Der Oberst betrachtete den verschlossenen Jüngling mit einem langen durchdringenden Blick, der die Wahrheit aus seinem erkalteten Herzen heraus

an das Tageslicht fördern zu wollen schien. Dann schloß er ihn lautlos noch einmal in seine Arme und stürzte aus dem Gemach.

„Henriette soll den letzten Wunsch ihres scheidenden Bruders ehren," rief der Baron ihm noch nach. „Sie soll den Tempeldienst der Hölle verlassen."

„Sage das Deinen Priestern," sprach der alte Soldat zurück, und war aus Lothar's Augen verschwunden.

Auch Oberst von Hartenstedt kam in seinem Untersuchungseifer gegen die mysteriöse Gesellschaft so schnell wenigstens nicht zum Ziele, als er gehofft. Die polizeiliche Behörde wollte zu einem gewaltsamen Aufbrechen der wohnlichen Räume jenes geheimnißvollen Mannes sich nicht ohne Weiteres verstehen, und zwei bis dreimal kam man deshalb vergebens. Der fragliche Bewohner sei verreist, berichtete Monsieur Bertrand, der französische Sprachlehrer, an den der Oberst sich um Auskunft wandte, und wann er zurückkehren werde, habe er nicht gesagt. Die Hüter der Ordnung zuckten die Achseln, er-

klärten, vor der Hand wenigstens gegen den sonst in keiner Hinsicht verdächtigten Mann Entscheidendes nicht unternehmen zu können, und Alles, was der Oberst erlangte, war das Versprechen, jenes Haus, wo die nächtlichen Orgien gefeiert wurden, allabendlich beobachten und bei der nächsten Versammlung überrumpeln zu wollen. Allein auch hier schien Wochen lang Alles wie ausgestorben, und was den Obersten vor Aerger beinahe um den Verstand brachte, das war die tägliche Begegnung mit dem Pater Wolfgang, einem Geistlichen an der St. Elisabethkirche, der im Rufe stand, ein eifriger Jesuit zu sein. Doris hatte nie eine andere als die ihrer Wohnung in der Mathildenstraße ganz nahe gelegene Elisabethkirche besucht und hatte sogar einigemal flüchtig auf den Wunsch hingedeutet, dem damit verbundenen Kloster der barmherzigen Schwestern entweder sich selbst oder doch an ihrem Vermählungstage ihr ganzes Hab' und Gut übergeben zu dürfen. Wie der alte priesterfeindliche Soldat diesem Wunsche geantwortet, kann man sich denken; aber auch den Groll kann man begreifen, womit er den angeblich im Bereich der Kirche wohnenden Pater Wolfgang fast täglich an sich vor-

über schleichen sah. Soll denn aber nach Gottes unerforschlichem Rathschluß das Laster triumphiren und die Heuchelei Recht behalten? — fragte sich der alte biedere Hartenstedt eines Abends, als er bei seiner Nachhausekunft Lothar's Abschiedsbrief vorfand. Wäre nur gerade jetzt der Minister *** nicht in dieser ohnehin fatalen diplomatischen Sendung verreist, ich wäre schon lange am Ziele.

Und während der Oberst dies sprach — war das Ziel bereits erreicht, aber zu spät und auf traurigem Wege.

Am Tage nach Lothar's Abreise, der wie gesagt durch jenen Besuch des Obersten und seiner Milchschwester zur äußersten Erbitterung gereizt worden, der namentlich aber durch die unablässigen, natürlich sehr wohl berechneten Abmahnungen des Pater Augustin zur entschiedensten Opposition aufgestachelt dem Pater Wolfgang als Jesuitennovize sich übergeben — am Tage nach Lothar's Abreise nach der Schweiz an den Sitz des Provinzials, wo Warrenberg den Freund mit offnen Armen erwartete, brach die damals in M. so ungeheures Aufsehen machende Epoche herein.

Ein achtbarer, allgemein in Geltung stehender

Arzt, Dr. Salzmann, machte gerichtliche Anzeige von der gewaltsamen Verführung eines zwölf bis dreizehnjährigen Kindes,*) der uns bekannten Agnes Leutner. Hinter dieser Anzeige stand als Engel mit dem Racheschwert der unbestechliche Oberst Hartenstedt und, um die Begebenheit an diese unschönste Stelle nicht länger als unumgänglich nöthig zu fesseln, mag der hierher gehörige Text der Vorlage dieses Kapitel beschließen und zugleich mit ihm den deutschen Schauplatz dieser traurigen Begebenheit verlassen.

„Jener Hohepriester," heißt es in der vorgenannten Broschüre „war Niemand Anderes, als Pater Wolfgang, der Beichtvater des Fräuleins von Hartenstedt, ein sehr eifriger Jesuit, der vor Kurzem in seiner Heimath Polen starb. Sein Name ist Stapelzow. Wie es scheint, ward er gleich nach des Barons Abreise in Folge des Verbrechens, eine Unschuld von zwölf Jahren verführt zu haben, aus M. verwiesen, und über die Grenze des Königreiches transportirt. Mit seiner Entfernung löste

---

*) Vorliegende Thatsache.

auch jene mysteriöse Gesellschaft sich auf, deren Thun und Treiben nie ganz enthüllt worden ist. Indeß stimmen alle Resultate der sehr im Geheimen geleiteten Untersuchung darin überein, daß die Tendenz der Gesellschaft Vorbereitung zum Jesuitismus und im obersten Grade, „raffinirtester Lebensgenuß" gewesen sei. Söhne der vornehmsten Familien des Landes befanden sich unter den Mitgliedern, deren die ganze Gesellschaft etwa fünfzig hatte. — Waren die Adepten bis zum Herrengrade durchgedrungen (sich selbst nannten sie Knechte in diesem Grade), so waren sie auch, wenn sie überhaupt noch Sittenreinheit von Anfang an besaßen, gehörig vorbereitet und bearbeitet, um das Anstößigste, Sittenloseste natürlich zu finden. Es wurden Orgien gefeiert (unter Beibehaltung der lächerlichsten Symbole), welche nur die raffinirteste, excentrische Sinnlichkeit erfinden und ohne Erröthen anschauen konnte. Hiezu trugen Damen, die ihrerseits auch einen ähnlichen Orden gebildet hatten, und erst im obersten Grade sich mit dem männlichen vereinigten, nicht wenig bei.

„Lothar war zu seinem Glücke, oder wie viel-

leicht Andere wollen, zu seinem Unglücke nicht „Herr" oder „Knecht" geworden; wir sagen, vielleicht zu seinem Unglücke; denn es ist schwierig, zu sagen, ob es besser sei, den Händen fanatischer, heimtückischer Pfaffen und einer düsteren, überspannten Frömmigkeit anheim zu fallen, die ihren Jünger zum Jesuiten stempelt, oder zu einer Gesellschaft gehört zu haben, deren Ziel es war, die Gesetze der Sittlichkeit mit Füßen zu treten.

„Es ist wohl kaum nöthig, zu bemerken, daß Pater Augustin ebenfalls ein Jesuit war, von dem General nach M. gesandt, um wo möglich nach allen Kräften auf das Volk zu wirken, Kongregationen zu stiften und für den Orden zu werben."

Deutschland — dieses „Land des Gehorsams" — wie es nach Dr. Rutenberg von den Jesuiten lobpreisend genannt wird, war bekanntlich um jene Zeit ein gar fruchtbarer Acker für die Bestrebungen der Jünger Loyola's.

In Baiern, versichert Rutenberg, suchte man in den zwanziger und dreißiger Jahren durch eine Aktiengesellschaft den Vätern der Gesellschaft Jesu Eingang und Niederlassung zu bereiten. Die

dort eingeschmuggelten Prediger fanden die Pfade bereits geebnet. Sie fanden eine fruchtbare Stätte für den Saamen, der von der freien Schweiz, von dem Canton Freiburg, diesem Centrum der jesuitischen Wirksamkeit, aus über die ganze Welt sich verbreitet. Die Jesuiten hatten durch zwar vereinzelte aber in ihrem Streben zusammenwirkende Vorposten-Kolonien Deutschland an seinen Südgrenzen umgeben. Auf Baiern richtete sich nun die ganze Wirksamkeit des Ordens.

Mögen diese wenigen Andeutungen und namentlich die thatsächlich erwiesene Aktiengesellschaft zu Einführung der Jünger Loyola's den wunderbaren und oft märchenhaft klingenden Berichten über die mysteriöse Gesellschaft der opfernden Götter zu einiger Erklärung dienen. Alle Extreme des Irdischen berühren sich im Kreislaufe ewiger Weltordnung. Während Frömmigkeit und in den Grenzen der Sittlichkeit und Schönheit sich bewegender Lebensgenuß gar wohl verschwistert sein können, weichen Frömmelei und zügellose Ungebundenheit aus dem Gleise der Naturgesetze, und verlieren sich in hyperbolischer Bahn von einander. Erst am Ende des rein Menschlichen und menschlich

Schönen: bei der Unnatur der Askese und der Erschöpfung aller Genüsse, die eben aufhören, Genüsse zu sein, verschwistern sich die traurigen Lebensbahnen wieder, und predigen die Lehre von der gebotenen Demuth des menschlichen Herzens.

Drittes Capitel.

Liebe und Gehorsam.

Motto: „Der Mensch sei, unter der Hand seines Vorgesetzten, wie ein Leichnam."

Der sterbende Ignaz von Loyola.

Unsere Leidenschaften sind die mächtigsten Hebel unserer Erhaltung; es wäre also ein ebenso fruchtloses als lächerliches Unternehmen, sie vernichten zu wollen, es hieße die Natur meistern, Gottes Schöpfung verbessern.

Rousseau's Emil.

Der Kanton Freiburg — sagt Zschocke in seinen Erläuterungen zu den klassischen Stellen der Schweiz — ist dem großen Haufen umher ziehender Touristen nicht namhaft genug und deshalb auch wenig mehr denn als Durchgangspunkt von Bern zum Genfersee bekannt. Der Reisende staunt wohl die wunderliche Bauart der Hauptstadt an, wo Gebäude und Kapellen am Rande hoher senkrechter Sandsteinfelsen

über dem wilden Strom der Saane schweben, dort sich in Bergschluchten verkriechen; allein vom Uebrigen kennt er wenig, wenn ich von diesem Uebrigen, wie sich von selbst versteht, die stolzen Bauten der Stadt, namentlich den Riesenbau der berühmten Hängebrücke und den Pallast des Jesuiten-Collegiums ausnehme.

Und doch ist eben über diese an der reißenden Saane, und zwar theils in dem engen Thale des Flußes, theils auf einem dasselbe begrenzenden Sandsteinfelsen gelegenen Stadt, — deren malerischer Hintergrund die Alpen — eine Romantik verbreitet, die uns das Mittelalter in seiner ganzen schauerlichen Märchenhaftigkeit in die Gegenwart überträgt. Diese tausend Häuser mit der unverhältnißmäßig großen Anzahl von Kirchen, Klöstern und Kapellen, hoch und niedrig, über steilen Felsen, tiefen Schlünden, Halbinseln und Berghängen wunderlich zusammen gedrängt, bilden etwa fünfzig Straßen, von denen vielleicht nicht Eine sich findet, die das Gepräge der frommen Stadt verläugnete. Allenthalben das Kreuz, allenthalben Heiligenbilder an den Häusern, in denen außer an Festtagen wenig Leben sich regt. Die geringe Bevölke-

rung von kaum achttausend Seelen verliert sich in der Menge von Gebäuden, da überdieß ein unverhältnißmäßig großer Theil der Bevölkerung in den Zellen der neun Klöster eingeschlossen lebt. Auf den stillen Gassen wandeln von Morgens bis Abends, fast zu allen Stunden des Tages, Andächtige, besonders weiblichen Geschlechts, welche vom feierlichen Klange der Glocken zu Gebet und Gottesdienst bald nach dieser, bald nach jener der zwölf Kirchen oder neun Kapellen gerufen werden. Nur an Markt- und Feiertagen erschallen, neben der Andacht in den Tempeln, fünfzig bis sechzig Kaffee- oder Wirthshäuser vom fröhlichen Leben.

Die Lage der Stadt Freiburg ist wie gesagt eine der pittoreskesten der ganzen Schweiz. Theils auf einer kleinen Ebene erbaut, theils auf und an einer Reihe fortlaufender Felsen, deren Fuß die Saane in mäandrischen Windungen bespült, ist sie von den umliegenden Hügeln so ganz verborgen, daß man nicht eher etwas von der Stadt erblickt, bis man die vorragende Anhöhe erreicht hat. Da viele Gebäude wie die Sitze eines Amphitheaters in regelmäßiger Stufenfolge über einander stehen, andere wieder am Rande eines Abgrundes zu schwe-

ben scheinen und mehrere Straßen fast über einander hinlaufen, — so daß z. B. die Häuser du court chemin mit ihren Dächern an das Pflaster der Straße de la grande fontaine stoßen, und die Porte de Bourguillon auf der Spitze der Felsen in der Luft zu schweben scheint — so gewährt die Stadt von vielen Seiten einen höchst sonderbaren Anblick. Zur Zeit, wo der Schauplatz dieser Erzählung aus dem Süden Deutschlands nach Freiburg verlegt wurde, war jener von Zschocke flüchtig erwähnte Riesenbau der neuen Drathbrücke, die 925 Fuß lang von Berg zu Berg, über Strom und Thal, über Kirchen, Häuser und Thürme 170 Fuß hoch gleich den Fäden eines Spinngewebes in der Luft sich hinzieht — dieser kolossale Bau war unlängst vollendet, und gilt seitdem für eines der merkwürdigsten und interessantesten Bauwerke der ganzen Schweiz. Früher mündete die Berner Chaussee in einen sehr steilen und mühsamen Weg, welcher lange Zeit hindurch der Frequenz beschwerliche Schranken setzte, die jetzt dadurch beseitigt sind, daß die neue Hängebrücke, — nebenbei bemerkt die längste überhaupt existirende, — den gegenüber liegenden Schönenberg mit der Stadt

verbindet, und ein ebenes Einfahren in dieselbe verstattet.

Zwei riesige Pfeiler, zugleich Thorbogen, bilden die Hängepunkte. Jenseit derselben sind die Enden der Trageketten in Kammern mittelst ungeheurer Anker auf das Sorgfältigste verwahrt. Die Trageketten selbst bestehen aus zusammengedrehten Drahtseilen; dadurch ist deren Haltbarkeit besser garantirt, sowie etwaige Reparatur sehr erleichtert.

Von den drei andern Brücken, welche außer dieser berühmten Hängebrücke noch über die Saane führen, war die damals noch einzige steinerne die sogenannte neue Brücke, wo man gegen Norden einen Theil der Stadt kühn an den Seiten und auf dem kahlen Rücken der fast senkrecht aufsteigenden Felsenreihe, auf der entgegengesetzten Seite aber die schlangenförmig sich dahin windende Saane unter hohen, mit kümmerlichem Gesträuch bewachsenen Felsen erblickt — diese wildromantisch gelegene Brücke war gleichsam als die Grenzlinie zwischen Deutsch und Französisch, Alt- und Neu-Freiburg zu betrachten. Burg Aue, Neustadt und Platzpanner sind in der Redeweise der Freiburger Bevölkerung so ziemlich von dem einfachern Ober- und Unterstadt ver-

drängt, und somit bilden Fels und Fluß hier die Grenzscheide, wo die Nachkommen und Sprachen zweier Nationen, der Alemannen und Burgunden, sich berühren, ohne in einander sich aufzulösen. Die Linie der Sprachentrennung zieht sich von Südost über Freiburg nach Nordwest, fast quer durch den Kanton.

Im Ganzen von neuerer Bauart hat Freiburg doch so manches Gebäude des klassischen Baustyls aufzuweisen, und beide — wenigstens die düstere Seite mittelalterlicher Romantik mit dem neuzeitlichen Dämon des Mysticismus — in Verbindung bringend, beherrscht von der höchsten Anhöhe herab das Jesuiten-Collegium, einer Citadelle nicht unähnlich, die ganze Gegend. Symbolisch wie thatsächlich, könnte man hinzufügen, da namentlich der Thurm der Kirche — obgleich im neuern Styl erbaut — doch auf dieser Höhe einen imposanten Anblick gewährt. Im Jahre 1584 hatte der weitläufige Bau des Collegiums begonnen, und 1596 hielt Pater Canesius, der erste Rektor und Gründer desselben, seinen Einzug.

In der Nähe des vielfach bethürmten Collegium, der Kirche gegenüber, ist das neue mit einem

Observatorium ausgestattete Lyceum erbaut. Hierher sind die höhern Klassen für die Zöglinge und Novizen des Jesuitencollegium verlegt, hier befinden sich auch die nicht unbedeutenden, von dem Chorherrn Fontaine von St. Nicolas gestifteten naturwissenschaftlichen und archäologischen Sammlungen nebst Bibliothek, hier befindet sich endlich das Theater für die geistlichen Schauspiele, welche die Zöglinge des Collegium im Verein mit den Pensionären in der Ferienzeit zur Aufführung bringen.

Eine kleine Brücke verbindet oder führt wenigstens von den so eben besprochenen Oertlichkeiten nach dem unter Leitung der Jesuiten stehenden Erziehungshause für Knaben. Dieses im neuesten Geschmack mit breiter Fronte und zwei vorstehenden Seitenflügeln erbaute Haus ist ohnstreitig eines der schönsten und geräumigsten Wohngebäude der Schweiz. Seine vier Etagen umschließen allen nur erdenklichen Comfort eines Erziehungshauses, dessen Insaßen nach ihrem numerischen Gehalt gewöhnlich zwischen vier- bis sechshundert schwanken. Die vier geräumigen Höfe zu den Spielen und gymnastischen Uebungen der Knaben, das durch eine Gallerie mit der Wohnung des Rektors in Verbindung gebrachte

maison champêtre mit seinen Musik- und andern für die Erholungstunden benutzten Sälen, die große Reinlichkeit und Ordnung allenthalben bewirken einen wohlthuenden Eindruck, der freilich leider in das entgegengesetzte Interesse, in das Bedauern über den eigentlichen Zweck dieses Institutes umschlägt.

Unter den älteren Gebäuden Freiburgs ist die nach einem Modell der santa casa erbaute Kapelle der heiligen Jungfrau von Loretto vor dem Thore von Bürglen, dann das Rathhaus auf derselben Stelle, — wo die Erbauer der Oberstadt, die Herzöge von Zähringen ihre Burg hatten, und insbesondere die Kathedrale von St. Nicolaus zu nennen. Sie stammt aus dem zwölften Jahrhundert und ist im gothischen Styl erbaut. Ihr Thurm, der höchste in der ganzen Schweiz — dritthalb hundert Berner Fuß hoch, — mit dem prachtvollen Geläute, der Orgel von Mooser und den beiden herrlichen Gemälden von Suttes: das Abendmahl und die Geburt Christi darstellend, ist der Stolz des ganzen Kantons. Allein auch hier, an dem klassisch-religiösen Heiligthume sogar, finden sich die schroffen Gegensätze in Lapidarschrift ver-

ewigt, welche, wie schon erwähnt, Freiburg im Allgemeinen charakterisiren. In der Vorhalle am Haupteingange erblickt man durch die Kunst der alten Meister das Weltgericht dargestellt, eine blutige Satyre auf die Gewaltigen jener Zeit, auf die Herrscher vom Thron und Altar. Die Teufel zeigen sich rührig, die Verdammten in das höllische Feuer zu schleppen. Man sieht sie gebeugt unter der Last von Kaisern, Königen, Fürsten und Herren, von Päpsten und Kardinälen, von dickwanstigen Priestern und Mönchen, die sie in Tragkörben zum Abgrund der Flammen bringen. Diese Verhöhnung hierarchischer Größe mitten in dem Rom des Jesuitismus, mitten unter den gebeugten Kreuzträgern fanatischer Tyrannei scheint eine Nemesis, die ihren Griffel mit eiserner Hand führt. Pater Girard, der edle Franziskaner, der Freund und Genosse Pestalozzis und Fellenbergs, war ja auch ein Freiburger. Er lebte zu derselben Zeit in der mährchenhaften Stadt, als die beiden unrettbaren Zöglinge im jesuitischen Erziehungshause, Damas und Clifford, durch ein Stück vom Gewande Christi geheilt wurden. — Und nun wundere sich noch, wer kann, über die mittelalterlich romantischen Gegensätze, welche

Freiburgs Verfassung, besonders bis zum Jahre dreißig, aufzuweisen hatte. Die „Handfeste“ des dreizehnten Jahrhunderts und die Halsgerichtsordnung Karl's V. spuken noch allenthalben durch die aristokratische Verfassung der Gegenwart hindurch. Der Adel, die Patrizier und die Bürger von Stadt und alter Landschaft befehdeten sich unter einander und blickten gar scheel auf die „heimlichen Bürger“, die im Patriziat von Freiburg eingeborenen regimentsfähigen Familien, denen bis zum Jahre Dreißig einzig und allein der Eintritt in den großen Rath, die eigentliche Landsbehörde, gestattet war. Man mußte als Bürger einer Kantonsgemeinde ein hundertjähriges Landrecht und ein Vermögen von zwanzig tausend Franks nachweisen können, um dieses Vorrecht des eingeborenen Patriziats wenigstens zum Wahlrecht in den großen Rath auszugleichen, obschon der Eintritt in den daraus erwählten kleinen — den Staatsrath und Appellationsrath — immer noch selten genug erfolgt sein mag. Und was ließe noch Alles von den exklusiven Vorrechten des Gerichtes der Heimlichen und von dem Ausschuß des gefreiten heimlichen Sonntags, diesem auf drei

Jahre erwählten siebenköpfigen Censurgericht für die Mitglieder des großen und kleinen Rathes, was wiederum über die scharfen Gegensätze in der Gesetzgebung, was über die noch bis heute dauernde Kalamität der Heimathlosen sich sagen! Jener unglücklichen Paria's des civilisirten Lebens, denen Freiburgs Gesetze die Ehe untersagen, weil ihre Zahl wie Blutegel an der Bevölkerung des Landes saugt, jener Unglücklichen, für die es keine Wohlthat, nur einen Fluch der Civilisation, für die es kaum die äußersten Grenzen der Menschenrechte giebt.

Die beste Uebersicht der Stadt genießt man also, wie gesagt, von der Höhe des Schönenbergs. So viele Gießbäche und Waldströme von den Alpen und Jurat-Höhen niederstürzen, so viele Thäler lassen sich zählen. Uberall verwandelt da die Natur ihre Gestalt und Stimme. Sie spricht inmitten des Hochgebirgs, über schauerlichen Abgründen, zwischen Wolken und unerklimmbaren Felsgipfeln, unter dem Donner der Wasserfälle und dem Geläute der Herdenglocken die Sprache des Epos; zwischen den Hügeln, Gebüschen, Dörfern, Seeufern, Kapellen und romantischen Burgen der Thalwelt die Sprache der Idylle, und in den öden Mooren jenseits des Mur-

tensees die der Ibis, der schwarzgemäntelte Strandläufer und anderes Sumpfgeflügel belebt, die ruhigste Prosa.

Durch einen besonders wild romantischen Charakter zeichnet sich das an der Nordwestseite der Stadt beginnende Galternthal aus. Es ist eine Stunde lang. sehr eng und auf beiden Seiten von hohen überhängenden Sandsteinfelsen begrenzt, deren mannigfaltige Schattirungen eine herrliche Wirkung hervorbringen. Eine Felsentreppe von mehreren hundert Stufen führt von den Stufen der Fontaine aus der obern Stadt nach einer Mühle, die unter einem überhängenden Felsen von einem in der Nähe hervorbrechenden Bache getrieben wird, der wenige Schritte davon in die Saane fällt. Diese pitoreske Mühle liegt so einsam, daß man sich in ihrem Bereich weit eher in eine Einöde als in die Nähe einer bewohnten Stadt versetzt glauben müßte, wenn nicht das ferne Geräusch einiger Fabriken, Eisenschmelzhütten und Mühlen, die von der in einem Felsenstollen gearbeiteten Wasserleitung in Bewegung gesetzt werden, das einförmige Rauschen des Mühlenrades zuweilen unterbräche. Selten nur kam zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, ein Bewohner Freiburg's in diesen

abgelegenen, schauerlich wilden Thalgrund. Hier hört fast jede Spur bewohnten Lebens auf, und eine Welt, die Gottes Allmacht und Größe in den schönsten Trümmern verherrlicht, öffnet sich dem Auge des Wanderers. Das durch überhängende Felsen gebildete Thal verengt sich dergestalt, daß das Flußbett es beinahe ausschließlich einnimmt und man, um weiter vorzudringen, einen Weg über und zwischen die umher liegenden Felsentrümmer sich bahnen muß. Alte, unter den Stürmen der Zeit und des Wetters gleichsam mit den Felsen verschwisterte Tannen neigen zu beiden Seiten des Thales ihre Häupter wie von dem verewigten Geheimniß der Natur flüsternd so nahe zu einander, daß das Himmelslicht keine seiner Strahlen in diese öde Waldeinsamkeit herab senden kann.

Die Bewohner jener vorhin erwähnten, von den übrigen so gänzlich abgesonderten Mühle lebten ein einsiedlerisches Leben, dessen Tagewerk Gebet und Arbeit im eigentlichen Sinne hieß; in der Einförmigkeit dieses Daseins gab es für den Müller und sein Weib außer dem festtägigen Kirchgang und den dringendsten Einkäufen in der Stadt sonst keine Unterbrechung. Um so mehr mußte es den Müllerbur-

schen und sogar den alten halb tauben Müller befremden, als eines Abends die noch sehr rüstige, etwas mannweibliche Müllerin in Begleitung eines blutjungen Bürschchens von der Stadt herab kam. Der junge Deutsche werde diesen Sommer bei ihnen wohnen, erklärte sie kurzweg ihrem nicht allzufreundlich drein schauenden Ehegespons, und das kleine Hinterstübchen der Mühle wurde dem blassen Fremdling eingeräumt.

Wie das gekommen, läßt sich nur durch einen Vorfall erklären, der wenig Stunden vor dieser Uebersiedlung des Jünglings nach der stillen Thalmühle in der Nähe des Ursulinerinen-Klosters stattgehabt. Derselbe junge Bursche hatte, die gewöhnliche Lederreisetasche über der Schulter und einen Karton unter dem Arme, ein kleines Rencontre mit einem Landjäger gehabt, der durchaus die in der Wohnung zurückgelassenen Papiere des Jünglings sehen, überhaupt Schwierigkeiten machen zu wollen schien. Ein junger Jesuitenprofeß hatte im Vorübergehen, die Verlegenheit des armen Bürschchens beobachtend, mit dem Landjäger ein paar Worte in französischer Sprache gewechselt, worauf der Mann der Ordnung mit einem mürrischen Gesicht sich entfernt.

„Wenn ein aufrichtiger Freund ihnen rathen soll,“ wandte der Jesuit sich alsdann zu dem Jüngling zurück, „so hören Sie von dieser Stunde an auf, Lothar zu sein und werden Sie wieder Henriette Kosenell, wenn auch als schweizerisches Landmädchen. Nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht, denn es trifft sich überraschend gut, daß eben jetzt keine lebende Seele über den Platz geht. Mögen Sie, soviel Sie wollen, hinter den beliebten Tauschhandel von seidenen Bändern und Tüchern gegen Strohgeflecht und Kirschwasser sich verstecken, mögen Sie die Knie in unserer Kirche sich wund knieen und alle Heiligenbilder der Stadt zu ihrem Schutze aufrufen, man vermuthet nun einmal ein abenteuerndes Mädchen, wo nicht etwas Schlimmeres in dieser Burschentracht, die sich auf der Bühne besser tragen mag als in den Bergen, wo sie heimisch“

„Lothar!“ unterbrach die Geängstete den Freund ihres Milchbruders. „O Herr von Warrenberg — ich sah ihn seit zehn Tagen nicht. Es muß etwas mit ihm geschehen, er muß krank oder Gott weiß in welcher Gefahr sein.“

„Lothar und Alphons von Warrenberg sind Beide todt,“ entgegnete der Gefragte mit einem Aus-

druck schneidender Bitterkeit und Resignation. — „Pater Cölestin aber, der mir, dem Pater Jouven, aufgetragen, Sie mein schönes Fräulein zu ihrer eigenen Sicherheit aus unserer frommen Stadt zu entfernen — Pater Cölestin lebt und ist gesund. Sprachen Sie ihn, seit Sie in Freiburg sind?"

„O nein, nein — wie hätte ich das wagen, wie nur es hoffen können, als ich hierher kam."

„Und warum kamen Sie dann?"

„Weil eine Todesangst vom Herzen aus mich verzehrte, weil die Sehnsucht nach diesen Bergen, wo ich ihn wußte, schlimmer als Schweizerheimweh an mir nagte, weil ich — sein Grab sehen — an diesem Grabe mich selbst todt weinen wollte."

„Armes, armes Mädchen," sprach Pater Jouven halb laut vor sich hin. „Nach einer Trennung von drei langen Jahren noch dieses Herzeleid einer still getragenen Liebe!" —

„Erklären Sie mir nur, bester Herr von — ach ehrwürdiger Pater, wollte ich sagen," fuhr die Tänzerin, ihre Thränen heldenmüthig bekämpfend, zu sprechen fort, „warum verläßt Lothar, nein Cölestin denn in Gottes Namen, sein Gefängniß, den

stolzen, finstern schauerlichen Pallast dort oben nicht mehr, wenn er nicht krank ist? — Warum — —"

„Bitte, mein Fräulein," unterbrach der junge Profeß die ungeduldige Fragerin, „verlieren wir die Zeit nicht mit Worten, die ohne Resultat bleiben müssen. Das bescheidene Häuschen, welches die frommen Patres bewohnen, wird übrigens, von deren Demuth zeugend, in ihrem und des Volkes Munde Scheune genannt, das behalten Sie im Gedächtnisse, mein armes Kind, wenn Sie nicht hie und da einen schelen Blick herausfordern wollen. Und nun merken Sie wohl auf das, was ich Ihnen noch so flüchtig als möglich mittheilen möchte, aber wirklich ohne Unterbrechung, denn in langem Zwiegespräch wollen wir uns nicht betreffen lassen. Der Zufall hatte Sie mit Arnold's Frau, der Müllerin aus der Thalgrunder Felsenmühle, bekannt gemacht, das weiß ich."

„Ja wohl," bestätigte Henriette, „aber die Frau ist gar mürrisch und wortkarg."

„Bei ihr suchen Sie sich einzuquartieren, denn dort unten allein sind Sie sicher und können vielleicht — unserem Freunde nützlich werden. Keine Exaltation, liebes Kind. Noch ist keine Gefahr für

ihn; doch kann in den nächsten Wochen seine Zukunft vielleicht eine Wendung bekommen — nun wir sprechen uns in einiger Zeit wieder, doch nirgend sonst, als unten im Thalgrunde an der kleinen Kapelle, die ein paar hundert Schritte von der Mühle links höher nach dem Felsen hinan gebaut ist. Die Rede geht, daß an dem dortigen Muttergottesbilde nur eine reine Jungfrau knieen und ihre Andacht verrichten dürfe, Andere verscheuche ein unheimliches Sausen in der Luft. Dort stört uns Niemand, und wenn Sie häufiger, als es Ihr Wunsch ist, mich erwarten müssen, so denken Sie, daß bindende Pflichten von dem Gange mich zurückhalten. Kommen aber werde ich, darauf verlassen Sie sich, und zwar bald. Eine Stunde nach Mittag oder eine Stunde vor Sonnenaufgang ist die geeignetste Zeit, wo ich mein Versprechen lösen und zugleich meinem eigenen Herzen genügen kann, denn Lothar heißt, so lange ich lebe, das einzige Losungswort meiner Liebe."

„Dafür segne Sie Gott!" rief die Kosenell in feuriger Aufwallung, und bog sich, ehe er es hindern konnte, mit dankbarem Kusse auf die Hand des Jesuiten.

„Um aller Heiligen willen verrathen Sie sich nicht," flüsterte Warrenberg oder Pater Jouven, wie er auch in diesen Blättern von nun an heißen möge. — „Dort kommen Leute, ich muß um unserer Beider Sicherheit willen Sie verlassen. Die Müllerin ist eben heut in der Stadt und will ungefähr in einer Stunde auf dem Lindenplatze mit einer Verkäuferin zusammen treffen. Dort könnten Sie ihr aufpassen, sie ein Stück Wegs begleiten und ungescheut in das Vertrauen ziehen. Nur muß Cölestin als Ihr Bruder in Wahrheit auftreten, Sie müssen der Müllerin, die eine seltsame, vielleicht ein wenig zu viel denkende Frau ist, von Cölestin's Braut erzählen, als er noch Lothar gewesen, und müssen jenen Schlag des Herzens vor ihr verhehlen, der über die Schwesterliebe hinaus geht. Sie glaubt ein Recht zum Haß gegen unsern Orden zu haben — mehr kann ich kaum andeuten. Ihr einziger Sohn Bernard war der Bruder Pastetenbäcker im Collegium. Er ist eines Morgens plötzlich verschwunden, und nie wieder zum Vorschein gekommen; darauf gründet sich der Haß des armen Weibes."

„Man mag in der Stadt so Manches über die Sache gemunkelt haben, wobei sich Wahres und Fal-

sches durch einander gemischt. Sie wird es Ihnen schon erzählen, nur wie gesagt verläugnen Sie die Schwester niemals. Und nun, so Gott will, auf baldiges Wiedersehen." —

„Der Geist meines armen Bernard wird mich segnen, wenn ich seinen Hinwürgern vielleicht ein neues Opfer entreiße," sagte Mutter Arnold, als sie auf dem Heimwege Henrietten ihre schwielige Hand zum Willkommen reichte. „Sie sollen Euch in unserer Wildniß nicht auskundschaften, darauf verlaßt Euch; nur bin ich zu blödsinnig, um einzusehen, was Ihr also dem Bruder nützen und wie Ihr das Haargeflecht seiner in Gott ruhenden Verlobten ihm zu Händen bringen wollt. Das laßt doch lieber sein, denn todt ist todt, und das geistliche Kleid deckt nun einmal die Brust, in der keine irdischen Gedanken mehr wach werden dürfen, sollen es nicht sündige sein. Mein Bernard, „Gott schenke seiner armen Seele den ewigen Frieden," hätte sich eher das Herz aus dem Leibe gerissen, als daß er auf ein Weib mit dem Auge des Mannes geschaut, und doch konnte ihn Christus, unser Aller Erlöser, dem er die keusche Treue so unsträflich bewahrt, er konnte oder wollte nicht vor dem schmählichen Tod den

unbefleckten Jüngling bewahren. Manchmal faßt das mein armer grauer Kopf nicht so ganz und ich murre wider den Herrn oder schaue mit Augen des Neides auf meinen Alten, der stumpfsinnig blöde die Dinge gehen läßt, wie sie wollen, und der Gesellschaft Jesu die Hände küßt."

„Aber seid Ihr denn seines Todes so gewiß," meinte Henriette, „da ihr den Leichnam des Sohnes doch nicht gesehen? — Es wäre doch schrecklich, wenn so etwas gewagt werden könnte, hier am Sitze des Bischofs."

„Schrecklich! o ja mein schönes Maidli, das war es freilich. Wie sie mir erzählten, daß die ganze Nacht ein Hin- und Herlaufen in dem sonst so stillen Profeßhause zu hören gewesen, daß man dann ein dumpfes halb unterdrücktes Jammergeschrei und, „o Jesus Maria schütze mich," gar deutlich durch das Geschrei hindurch die Worte vernommen: „warum wollt ihr mir an das Leben," als sie mir das erzählten und wie die jammervolle Klage immer schwächer geworden und in die Kellergewölbe sich verloren, bis sie endlich ganz verstummt sei, — da da, — ich weiß nicht mehr, was ich da gethan, aber ich glaube, von christlicher Verzeihung trug es kein

Sonnenstäubchen in sich. Zwei Chorherren, die in jener verfluchten Nacht ich weiß nicht aus welchem Grunde in die Nähe des Profeßhauses gekommen, haben Ehrwürden dem Bischof erzählt, was sie schaudernd vernommen, und man hat noch selbigen Tages eine Zählung in den weitläufigen Gebäuden der Jesuitenscheune vorgenommen. Es fand sich, daß der Jesuitenbruder Bernard, der Pastetenbäcker, fehlte, aber die ehrwürdigen Väter antworteten mit der unerschütterlichen Ruhe, die sie, Gott verzeih' mir's, auch unter das Henkerbeil begleiten würde: man habe den Bruder Bernard schon gestern entlassen, und aus Freiburg entfernt, weil es sich ergeben, daß ein ketzerischer Feind des Ordens ihn für seine verdammlichen Zwecke gewonnen. Gift sollte er seinen Pasteten beigemischt, er sollte sich zum Mörder haben dingen lassen, mein armer Bernard, das fromme sanfte Herz, das sich die Augen roth geweint, als er einmal den Gemsenjäger Arnaud mit guter Jagdbeute heimkehren sah."

Henriette schauderte. Was konnte Lothar in dieser Mörderhöhle zu erdulden haben, wenn vielleicht sein Gewissen mit seiner Pflicht des unbedingten Gehorsams in Conflikt gerieth. „Arme arme Mutter

Arnold!" — rief sie nach einer langen Pause des Schweigens mit thränenfeuchten Augen, die halb dem Gehörten halb der Bekümmerniß über Cölestin's mögliche Zukunft geflossen waren. „Da preise ich sie doch glücklich, meines armen Bruders Verlobte, die durfte hingehen und sterben."

„Hingehen und sterben," sprach die Müllerin dem jungen Mädchen leise nach. — „Ach wenn es erst so weit wäre!" —

Um dieselbe Stunde, als Henriette an der Seite ihrer so schnell gewonnenen mütterlichen Freundin dem wild romantischen Asyl zueilte, stand Cölestin an der Schwelle einer Prüfung, die über seine ganze Zukunft entschied.

Es bedarf jetzt eines flüchtigen Ueberblick's so zu sagen der Technik des Jesuitismus, wie dieselbe in den „Constitutionen" des Breitern sich auseinander legt.

In keinem Orden kann man auf so verschiedene Art Mitglied sein, als in der Gesellschaft Jesu. Es besteht dieser Orden erstens aus Collegien, Noviziat und Prüfungshäusern und aus Residenzen; zweitens aus Missionen und drittens aus Profeßhäusern. Die auswärtigen Jesuiten, welche nicht im

engern Verbande des Ordens leben, ihm aber durch ein Gelübde angehören, bilden eine besondere Klasse. Deshalb nehmen Einige sechs verschiedene Klassen in dem Orden an, während die Constitutionen nur vier Klassen unterscheiden. Und zwar erstens im weitesten Sinne alle diejenigen, welche unter dem Gehorsam des Generals leben, wohin also auch die Klasse der sogenannten Affiliirten, der Jesuites à courte robe, zu zählen ist, indem sie kein weiteres Gelübde als des unbedingten Gehorsams gegen den General abzulegen brauchen. Diese Klasse der Jesuiten trägt bürgerliche Kleidung, kann jedem Stande angehören und bildet so zu sagen, die geheime Jesuitenpolizei. Zweitens, im engern Sinne besteht die Gesellschaft aus Professen, wirklichen Coadjutoren und angenommenen Schülern. Drittens, in einem mehr eigentlichen Sinne umfaßt sie die Professen und wirklichen Coadjutoren, und viertens, in der eigentlichsten Bedeutung enthält sie blos die Professen, von denen die Professen von vier Gelübden*) die wirkliche Seele des Jesuitismus sind.

---

*) Zu den Gelübden der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams tritt auch das Missionsgelübde. Es wird dem Papste geleistet

Sie bekleiden die höchsten Aemter, sie wählen den General, sie sind allein in die tiefsten Geheimnisse des Ordens eingeweiht und sie allein sind wahlfähig. Nach den Constitutionen des Ordens muß der General in jeder Beziehung vollkommen, er muß ein durch die langen und schweren Prüfungen der vier Profeßgelübde geläutertes Ideal des Jesuitismus sein. Diese höchste Würde der Jesuitenmonarchie ist lebenslänglich, seine Macht ohne Einschränkung; er fordert von Allen Rechenschaft, gibt aber selbst keine. Dem General zur Seite stehen die Assistenten, welche für dessen äußere Bedürfnisse sorgen, ihn in seinen Arbeiten unterstützen, und ihn — überwachen. Doch hat er im Grunde nichts von ihnen zu befürchten, da er sie auf seinen Wink verschwinden lassen kann.

Wer in den Orden aufgenommen sein will, muß sich zwei Prüfungen unterwerfen, denen noch eine vorläufige vorausgeht. Darauf legt er die Ge-

---

und rührt aus der Zeit der Stiftung des Ordens her, wo die Auflehnung gegen den heiligen Stuhl unter den Mönchen und Weltgeistlichen, wenn es Missionswanderungen betraf, gar häufig vorkam.

lübde ab, die ihn so lange binden, als die Gesellschaft ihn behalten will. Seinem eigenen Wunsche des Ausscheidens aus dem Orden kann der Jesuit nur in dem Falle Genüge leisten, wenn er in ein Karthäuserkloster, dem lebendigen Grabe ewigen Schweigens, sich zurückzieht.

Neben den geistlichen Coadjutoren, welche Priester sein müssen, da ihnen vorzugsweise das Beichtehören obliegt — wenngleich dem Jesuiten all' und jeder Zutritt zu geistlichen Aemtern untersagt ist, weil der Orden eine Kirche in der Kirche bilden soll — neben diesen geistlichen Coadjutoren gibt es noch weltliche, eigentliche Laienbrüder. Auch die Professe von nur drei Gelübden brauchen weder dem Papste Gehorsam zu schwören, noch Priester zu sein. Nur zu dem Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams sind Professe wie Coadjutoren verpflichtet. Ueberhaupt sind die Beamten des Jesuitenstaates überaus zahlreich. Alle diese Assistenten, Provinziale, Präfekte, Rektoren, Examinatoren, Consulenten, Ermahner, Prokuratoren, Verweser geistlicher Dinge, Präfekte der Gesundheit, der Bibliothek, des Speisesaales, der Oekonomien und dergleichen haben ihre besonders klar und bestimmt aus-

gesprochenen Gesetze. Jeder von ihnen weiß, was er zu jeder Stunde des Tages thun wird, und wie jede Provinz die weitläufigen Gebäude ihrer Collegien auf diese Weise regelt und überwacht, so umfaßt eine Assistenz die Provinzen eines oder mehrerer Länder.

In den Provinzen bestehen als Anstalten der Gesellschaft zunächst die Profeß- und die Prüfungshäuser; die ersteren dürfen keine Einkünfte haben, wohl aber die letzteren. Daran schließen sich als Unterrichtsanstalten die Collegien, Seminarien und Convikte. Wer in den Orden eintritt, entsagt der Welt und lebt für Christus allein. Dieser Christus ist aber in dem General, in dem Provinzial und in jedem von ersterem angeordneten Obern personificirt. Selbstvernichtung durch einen die Vernunft abtödtenden Gehorsam heißt das Herrenthum des Jesuitismus. Sie allein bahnt den Weg zu einer höhern Stellung im Orden sowohl als zu der Würde der Heiligsprechung.

Freiburg, wie schon erwähnt, verdient das Rom des Jesuitismus, der stolzeste Sitz seiner Macht und Herrlichkeit genannt zu werden. Die ursprüngliche Verfassung und Regierung Freiburg's gestaltete sich

von einer demokratischen bald zu repräsentativer und endlich aristokratisch-olichargischer. Die Gewalt befand sich in den Händen weniger Patriziergeschlechter, welche als heimliche Kammer ein furchtbares Tribunal bildeten, so willkürlich als despotisch, wie nur irgend eines jemals in den berüchtigten Zeiten der Blüte italienischer Städte. Durch alle möglichen Mittel und Gewaltthätigkeiten gelang es der heimlichen Kammer, ihre Macht und ihr Ansehen Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit zu bewahren. Das Meiste trug zu Befestigung derselben der Klerus des Landes bei, welcher seit der Reformation mit kluger Umsicht seine Netze über das ganze Volk ausgeworfen hatte und sich nach und nach einen Einfluß zu erringen wußte, der selbst den weltlichen Machthabern manchmal gefährlich zu werden drohte. Es hatte aber auch kein Gebiet der Schweiz seit dem sechzehnten Jahrhundert eine solche Zahl von Geistlichen, Klöstern, katholischen Congregationen und dergleichen aufzuweisen wie Freiburg. Schon im Jahre 1580 war es den Jesuiten geglückt, sich daselbst anzusiedeln. Sie erlangten bald große Macht und ungeheure Besitzthümer. Nicht allein maßten sie sich die Leitung der kirchlichen Interessen, der Erziehung und Bildung an,

sondern sie suchten auch nach und nach ihren Einfluß in politischen Dingen geltend zu machen. Das aber bereitete ihren Sturz vor. Die heimliche Kammer, beunruhigt durch das wachsende Ansehen und die Mittel des Ordens, ergriff endlich freudig die Gelegenheit der päpstlichen Aufhebung desselben, um sogleich alle Güter der Jesuiten einzuziehen, und ihnen jeden Aufenthalt im Lande zu verbieten.

Allein die schlauen Jünger Jesu gaben ihr Spiel nicht auf.

Eine Anzahl derselben blieb in dem Kanton, theils unter anderen Namen, theils scheinbar — wie dies gar häufig zu geschehen pflegt — als von dem Orden Ausgestoßene. Natürlich wirkten sie, verbunden mit Schülern und Freunden, im Stillen für die Reaktion. Ihre geheimen Operationen wurden namentlich sichtbar, als zur Zeit der helvetischen Republik und Napoleon's Herrschaft das Volk von Freiburg ebensowohl, wie das anderer Kantone aus langem, schwerem Schlafe erwachen zu wollen schien. Die Aristokratie, selbst erschreckt und gedemüthigt, schloß sich wieder an die Geistlichkeit an und arbeitete, vereint mit dieser, an dem Werke des Rückschritts in das Mittelalter. Mit der Periode

der Restauration trat auch dieses Bündniß an's Tageslicht und erreichte sein Ziel. Die Verfassung des Staates ward wieder in ihr altes Geleise eingezwängt, das Patriziat zog Macht und Würden an sich, eine Rechtsgleichheit existirte bald nicht mehr. Die Stimmen so mancher Vaterlandsfreunde, die sich warnend und eindringlich gegen die neue Gestaltung der Dinge erhoben, verhallten in dem Lobgesange der Priester, die alle Mittel anwandten, um ihre Heerden einzuschläfern und ihnen das neue Joch sanft und leicht darzustellen. So kam es denn, daß nach und nach nicht allein der alte klägliche Zustand des Freistaates sich wieder einstellte, sondern daß auch die Lage der Einwohner endlich sogar noch elender und knechtisch abhängiger wurde, denn jemals. Das geheime Wirken der heimlichen Jesuiten-Propaganda brachte jetzt die unerwartetsten Früchte. Die Aristokratie hatte einsehen gelernt, welche mächtige Bundesgenossen die Priester bei dem Werke der Verfinsterung ihnen werden könnten. Sie mußten dieselben also jedenfalls in die verlornen Rechte wieder einsetzen, und so ward denn der Orden der Redemptoristen nach Freiburg berufen, um daselbst einen Theil der Volksbildung zu

leiten, ein sogenanntes Musterinstitut zu gründen. Bekanntlich sind aber die Redemptoristen oder Liguorianer (nach ihrem Stifter Liguori) als ein Zweigorden der Gesellschaft Jesu dazu berufen, die Stätte zu bereiten, wo jene ihre Hütten bauen wollen. So auch in Freiburg. Sie wurden mit offenen Armen empfangen, erhielten ihre früheren Rechte und Güter zurück, neue dazu, und befestigten sich binnen kurzer Zeit dermaßen in der neuen Heimat, daß selbst die Revolution des Jahres 1830 sie nicht berührte. Den politischen Stürmen jener Tage unterlag zwar das morsche Gebäude der alten gekünstelten Verfassung. Vollkommene Rechtsgleichheit, Freiheit der Presse, Petitionsrecht und andere Früchte souverainen Volkslebens gingen aus der neuen Gestaltung der Dinge, wenn auch nur scheinbar, hervor. Der Klerus, sämmtlich jesuitisch gesinnt, hatte mit schlauem Eifer der siegenden Partei sich angeschlossen. Er hatte ihr geschmeichelt, sie unterstützt und war nach dem Siege auch der Erste, der die alten Machthaber, seine vormaligen Verbündeten, verhöhnte und verläugnete. Nun war das Volk zwar leiblich frei, allein desto härter begann auf dem Geiste desselben der Druck der hierarchischen

Despotie, des Glaubenszwanges, der fanatischen Bigotterie zu lasten und jede freie Richtung desselben zu dämpfen, zu vernichten.

Mit einer furchtbaren Consequenz ist die Geistlichkeit Freiburgs zu Werke gegangen, um dieß arme Land gänzlich zu verfinstern, zu unterjochen. Sie lenkt und leitet in der neuen Zeit das ganze Staatsgetriebe und ihr Einfluß ist wahrhaft unermeßlich geworden.

Freiburg oder vielmehr sein Jesuitenkollegium regierte in allen religiös-politischen Wirren die Stimme der katholischen Kantone und sein Veto verfehlte niemals, eine unübersteigliche Schranke der Versöhnung oder Vereinbarung entgegen zu stellen. Im Kanton selbst gingen alle Grundzüge einer freisinnigen Verfassung in dem Willkür-Regiment des Klerus unter: Rechtsgleichheit der Bürger bedeutet nichts Anders mehr, als Unterwerfung unter die hierarchische Gewalt. Wahlfreiheit existirt nur dem Namen nach, denn keine katholische Gemeinde wagt einen andern Volksvertreter vorzuschlagen als den, dessen Name Pfarrer oder Beichtiger dem Wählenden in den Mund legt. Während Laster und Verbrechen aller Art mittels Ablasses gegen geringe Buße getilgt

werden, belegt der Klerus mit Bann und Exkommunikation alle in politischen Dingen Andersdenkende.

Und in diese Welt des Scheines und der Heuchelei, in diese Marterkammer geistiger Freiheit trat Lothar mit seinen idealen Begriffen von Menschenrecht und sittlicher Größe! —

Er begann seine zweijährige Studien- und Prüfungszeit mit dem redlichsten Willen und zugleich mit jener fanatischen Begeisterung, welche Wunder zu wirken vermag, weil sie Wunder schaut, weil die eigene Selbstvernichtung das unglaublichste Wunder ist, an das die Seele dennoch glauben muß, sobald die Opposition des Verstandes glücklich überwunden ist. Was Loyola und mit ihm jeder durch Fasten und Kasteiungen seine Phantasie überreizende Fanatiker in der darauf folgenden höchsten Exstase der Verzückung geschaut, diese Gluth der Visionen ist von ihm in dem „Buche der geistlichen Uebungen," in ein vollständiges System gebracht, seinen Schülern als selbstständige Exercitien der Einbildungskraft übergeben worden. Zu diesen „Operationen," wodurch nach Loyola's Ueberzeugung Wille und Verstand der Novizen gebrochen und für immer gefesselt unter die Herrschaft des Glaubens ge-

bracht werden, scheinen ihm dreißig Tage hinlänglich. Dreißig Tage in einer Zelle, die nur von der Decke aus oder durch mattes Lampenlicht erhellt, keine Art von Zerstreuung gestattet, ohne allen Verkehr mit den Menschen, außer dem Besuch des strengen Konstruktors, und nur das verhängnißvolle Lehrbuch in der Hand — das ist die erste Bedingung der Aufnahme in den Orden. Dieses Buch der „geistlichen Uebungen" ist das Lebensprincip der Gesellschaft Jesu. Es ist die neue Form des Denkens, in welche die Seele des Novizen sich umgießen, es ist der Athem des neuen Menschen, den er anziehen muß. Unmöglich ist es, diese Linien von verschiedener Größe, welche der Größe der Gedanken entsprechen, diese Betrachtungen der Hölle, welche „zwei Präludien, fünf Punkte und ein Collegium" begreift, hier näher zu versinnbildlichen. Klagen, Geschrei, Rauch, Schwefel, Wurm des Gewissens — Alles muß leibhaftig von dem Auge und den übrigen Sinnen des Heiligkeitscanditaten empfunden werden. Mehr noch. Die Methode zu den Religionsgeheimnissen aufzusteigen, den vielleicht doch einmal zu erschütternden Glauben in ein unerschütterliches: „ich weiß, weil ich mit eigenen Augen sah," zu ver-

wandeln, diese den heidnischen Mysterien gleichsam abgelauschte Methode ist auf alle Weise in dem Buche der geistlichen Uebungen verwendet.

Der Jesuitenschüler muß in seinem Gedächtniß jede Oertlichkeit festhalten und mit gewissem Flächenraum denselben sich einverleiben, jede Oertlichkeit, die — wie z. B. der Garten beim Blutschwitzen, die Grotte oder Höhle bei der Geburt Christi, sogar das Wohnhaus der Maria, den großen gepflasterten Speisesaal, wo Christus den Aposteln die Füße wusch, und dergleichen — als Erinnerung an Selbsterlebtes in seiner Seele haften soll. Neben dieser seelischsinnlichen Durchdringung der höchsten Mysterien lehrt das Buch der Uebungen den Novizen auch noch über die richtige Art des Seufzens oder Weinens, Schreiens, Sprechens oder Betens. Das Einathmen und Ausathmen ist bestimmt, die Pausen, die Zwischenräume des Schweigens sind, wie in einem Musikbuche, angegeben. Wie z. B. „dritte Art zu beten: indem man auf eine gewisse Art die Worte und die Zeit des Stillschweigens mißt;" oder: „Man bemerke wohl die gleichen Zwischenräume zwischen dem Athmen, dem Unterdrücken der Stimme und den Worten" u. s. w.

Lothar hatte sich muthig gegen die in ihm ankämpfende Vernunft vertheidigt. Es galt ja die Erreichung seines letzten Lebensziels hienieden, es galt der Verbreitung eines Glaubensreiches, das ihn seiner Doris, dem vorangegangenen Engel, wieder vereinen sollte. Die Prüfungen der Selbstverläugnung an den ekelhaftesten Krankenbetten sowohl, als bei den niedrigsten Dienstleistungen in der Küche, alle jene über den Novizen verhängten Prüfungen in der Schule sklavischen Gehorsams, alle jene peinlichen Exercitien des Jesuitismus, welche den „geistlichen Uebungen" folgend, aus dem freien Menschen einen christlichen Automaten machen, — fanden in Cölestin, wie er nun genannt werden muß, ein williges Werkzeug.*) Nichts Unehrenhaftes ward ihm zugemuthet, und noch lange, nachdem er schon das bindende Profeß-Gelübde ausgesprochen, sah er nichts um sich her, was ihn aus seinem fanatischen Traume zu erwecken geeignet gewesen.

---

*) Von den sechs großen Prüfungen, denen die Novizen unterworfen sind, finden vier, wie z. B. das Betteln an den Thüren u. dgl., außerhalb des Profeßhauses statt. Nur die Generalbeichte und die geistlichen Uebungen werden in den Probationshäusern vorgenommen.

Nun wurde er aber eines Morgens zum Pater Provinzial gerufen, und es wurde ihm angedeutet, er habe auf die erste Reise im Interesse des Ordens sich vorzubereiten. Zugleich empfahl ihm der Vorgesetzte noch eine geistige Vorbereitung zu besserer Erfüllung des hohen Zweckes dieser Reise durch achttägiges Beten und Fasten nebst Wiederholung der geistlichen Uebungen. Cölestin gehorchte. Am neunten Tage schlich er körperlich erschöpft aber ein Riese an jener Willenskraft des Gehorsams, welchem der schwerste aller Siege: die Selbstbändigung vorausgegangen, über den Corridor, der von seiner Zelle nach der Wohnung Pater Bonifaz des Provinzials führte.

Der sonst so ernste strenge Mann mit den eisernen Zügen ascetischer Frömmigkeit, die nur auf das Commandowort einer zum Zweck der Ueberredung hervorgerufenen Begeisterung sich belebten — diese finstre Mumie einer nicht von Gott, sondern von Menschen ausgeklügelten Religiösität empfing den jungen Profeß mit so freundlicher Herablassung, daß dieser befremdet und verlegen über diese ungewöhnliche Erscheinung vor seinem Vorgesetzten stand.

Nach den ersten geistlichen Begrüßungen, welche man gegenseitig gewechselt, und nachdem der Pater Provinzial einigemal im Zimmer auf- und abgehend zuweilen einen unerwartet raschen Blick nach Cölestin geschleudert, blieb er plötzlich vor ihm stehen, und bohrte sein stechendes Auge in die offne Seele des Jünglings. „Streiter des Herrn!" — rief er mit jener Exaltation, die der Jesuit als künstliche Begeisterung in seiner engen Zelle sich einstudirt und die des gewünschten Erfolges nur über ein so unbefangenes Gemüth sicher sein konnte, als das Cölestins trotz des Kleides, welches er trug, es immer noch war, „Streiter des Herrn! ich begrüße in Dir eine der schönsten Hoffnungen unsers Ordens."

Cölestin, über diese ganz unerwartete Lobrede seines Vorgesetzten, den er nur selten anders als rauh und hart sich gegenüberstehend gefunden, ganz außer Fassung gebracht, stotterte erröthend wie ein Mädchen, das zum ersten Male von seiner Schönheit sprechen hört, einige Worte von unbegrenztem Gehorsam und Opferfreudigkeit.

„Vergessen Sie nicht Pater Cölestin," lenkte der Provinzial jetzt wieder in das Gleis einer ruhigen Besprechung über die Interessen des Ordens zurück,

„daß das, was ich Ihnen sagte, keine Schmeichelei, daß es kein Lob sein soll, welches persönlich von mir ausgehend, Ihr Antlitz freilich wohl mit der Röthe der Scham bedecken müßte, denn Aug' in Auge ist jedes Lob, auch das gerechteste, verdächtig. Durch meinen Mund spricht die Stimme des Ordens die Kritik Ihrer Handlungen, Ihres Betragens und deren Würdigung aus. Durch meinen Mund rühmt er Ihre bisherige Bereitwilligkeit, Ihre Treue und Gewandtheit, die ihn berechtigen, noch Größeres von Ihnen zu erwarten, ja vielleicht eine der schwierigsten Unternehmungen in Ihre Hände zu legen. Würde Ihnen," fuhr er nach einer kleinen Pause in seiner wohlüberdachten Rede fort, „kein Opfer im Dienste und im Interesse des Ordens zu schwer, kein Unternehmen, das menschliche Kräfte nicht übersteigt, zu schwierig scheinen? —"

„Keines," antwortete Cölestin feurig, und fügte noch hinzu, daß er jetzt wie immer als ein gehorchendes treues Mitglied der Gesellschaft Jesu sich bewähren möchte und überhaupt nichts sehnlicher wünsche, als ununterbrochene Thätigkeit.

„Prüfen Sie sich wohl," nahm Pater Bonifaz, als Cölestin schwieg, wieder das Wort, „ob auch in

Ihnen, wie es sein muß, jedes Atom eines dem Orden fremden Gedankens oder Gefühls getödtet, ob der Christus ganz in Ihnen erstanden ist, der keine andere als eine der Erlösung immer noch theilweis bedürftige Welt mehr kennt, der Christus, dessen allein würdiger Streiter die Gesellschaft Jesu ist."

Statt aller Antwort wiederholte Cölestin, seine Knie beugend, mit zum Himmel gehobener Hand das Gelübde des Jesuiten-Profeßen in lateinischer Sprache:

„Allmächtiger, ewiger Gott! Ich Pater Cölestin, obwohl Deines göttlichen Anblickes durchaus unwürdig, jedoch vertrauend auf Deine unerschöpfliche Güte und Barmherzigkeit und voll Eifers Dir zu dienen, gelobe vor der allerheiligsten Jungfrau Marie und vor dem gesammten himmlischen Hofstaate Deiner göttlichen Majestät Armuth, Keuschheit und einen ewigen Gehorsam in der Gesellschaft Jesu, und verspreche, in derselben für alle Zeiten ganz nach den Gesetzen der Constitutionen dieser Gesellschaft zu leben. Durch Deine unermeßliche Güte und Huld und durch das Blut Jesu Christi flehe ich Dich bittend an, dies Opfer wohlgefällig anzunehmen und

zu würdigen und mir Deine so reichlich verliehene Gnade, durch welche ich dies hoffen und vollbringen darf, auch zur wirklichen Erfüllung angedeihen zu lassen."

Ein langes Schweigen folgte diesem laut und feierlich gesprochenen Gelübde. Lehrer und Schüler empfanden den Druck der Ungewißheit, welche jeder wichtigen Entscheidung voran zu gehen pflegt; doch Jeder empfand ihn auf seine Weise und gänzlich abweichend von dem Ideengange des Andern. Endlich forderte der Provinzial seinen jungen Mitbewerber in der Arena religiösen Ehrgeizes zum Niedersitzen auf und nun entschleierte sich der eigentliche Zweck dieser Unterredung von Viertelstunde zu Viertelstunde immer mehr und mehr — immer nackter und — erschreckender. Pater Bonifaz, der fromme Ascetiker, von dem man wußte, daß er täglich drei bis vier Stunden in Bußübungen und Gebeten verbrachte, sollte jetzt die wichtigste aller jesuitischen Künste: die Ueberredung, wo die Ueberzeugung fehlt — an einem Jünglinge erproben, der freudig für sein Gelübde in den Tod gehen, aber durch dieses Gelübde doch vielleicht nicht an das Leben sich verlieren wollte.

„Der Orden," so begann der Provinzial seine einleitende Erklärung, „gedenke in dem Herzogthume *** eine Pflanzschule von Zöglingen anzulegen, damit sowohl die Macht der Kirche als die des Ordens in jenem Lande gefördert werde. Das Volk ist gutmüthig," folgerte er in seinen Auseinandersetzungen weiter, „es hängt mit vieler Treue an seinem Fürstenhause und birgt wenig oder keinen revolutionären Zündstoff in sich. Es würde nicht schwer sein, das ganze Land, wenn wir einmal festen Fuß dort gefaßt, dem leider! daselbst wuchernden Ketzerthume zu entfremden und der heiligen Mutterkirche zurückzuführen. Nun würde aber auch gerade dieses Land zu Errichtung neuer Stationen ganz vortrefflich sich eignen, da man von dort aus das Netz der Rechtgläubigkeit schon deshalb um so leichter nach allen Seiten hin ausbreiten könnte, als die größtentheils zu unserer Kirche gehörenden Nachbarn der Ausbreitung des Ordens, dem sie die Ausrottung des Ketzerthums zu verdanken, auf alle Weise Vorschub leisten würden. Bedenken Sie ferner, wie unser Einfluß auf die europäische Politik, oft sehr schwankend, doch niemals stärker befestigt gewesen, als nach neuen Eroberungen und Erwerbungen, — so wird

Ihnen die Wichtigkeit des jetzt in Rede stehenden Unternehmens immer einleuchtender werden. Zum Ueberfluß habe ich Ihnen in diesem Memorial hier noch die vielen andern theilweis materiellen Vortheile, die dem Orden aus der Gewinnung des Herzogthums*** erwachsen müssen, zu leichterer Uebersicht auseinander gesetzt. Gehen Sie das Heft in Ihrer Zelle mit Aufmerksamkeit durch, und ich bin überzeugt, daß diese großen, nach allen Seiten hin sich aufthuenden Vortheile, welche der Gesellschaft aus diesem Vorhaben erwachsen müssen, Ihren Eifer, wenn das nöthig sein sollte, noch steigern werden."

Pater Cölestin benutzte das momentane Schweigen, welches jetzt in der wohlberechneten Rede seines Vorgesetzten eintrat, zu einer Entgegnung, die dessen Erwartungen doch weit zu überflügeln schien. Mit der feurigsten Beredsamkeit legte er in wohldurchdachter Reihenfolge alle die Vortheile, wie sie in den ihm eingehändigten Blättern des Breitern auseinander gesetzt waren, dem erstaunten Provinzial vor Augen und bewies folglich, daß schon im Laufe dieses kurzen Gesprächs seine Berechnungen dem ruhigen Calkül der einsamen Zelle vorausgeeilt waren.

Die bleichen ascetisch hohlen Wangen des Pater

Bonifaz röthete sich, während Cölestin sprach, immer fieberhafter. Die gekrümmte Gestalt richtete sich wie von Begeisterung gehoben fast zur Heldengestalt empor und seine Augen leuchteten wie von Blitzen durchglüht. „Gesegnet sei die Stunde, in welcher Du der Unsere wurdest!“ rief er mit voller klangreicher Stimme. „Gesegnet sei der Augenblick, da Du, Cölestin, die Zierde unsers Ordens, durch den Entschluß Deiner Hingabe an uns die jahrelangen Mühen belohntest, welche wir Dich zu gewinnen verwandt. Fortan werden Aller Blicke auf Dich gerichtet sein, Du eifriger Streiter unsers heiligen Glaubens! Gürte Dich mit dem Schwerte der Ueberredung und setze auf den Helm der Klugheit; trage den Harnisch der Verachtung und fülle den Köcher mit den Pfeilen der Armuth und der Liebe.“ *)

Pater Bonifaz, dieser schlaue gewandteste Kenner des menschlichen Herzens, Jahrzehnte hindurch in der Kunst der Verstellung so sehr zum Meister heran gebildet, daß sogar seine nächste Umgebung im Jesuitencollegium ihn für einen bescheidenen de-

*) Eigene Worte des Pater Provinzial nach Cölestin's Tagebuchblättern. D. V.

müthigen Jünger Loyolas hielt, der aber hin und wider vom heiligen Ignatius begeistert werde — Pater Bonifaz schien doch noch nicht zu wissen, daß, wenn auch nicht alle Jesuiten zum Jesuitenthum wie der Künstler zur Kunst geboren werden müssen, es doch auch Jesuiten geben kann, die geboren worden sind, um auch bei dem besten Willen niemals Jesuiten werden zu können. Zu dieser Zahl gehörte unstreitig Lothar, und wohl auch Warrenberg. Nachdem Cölestin mit der aufrichtigsten glühendsten Begeisterung seine Versicherungen wiederholt, daß er im Dienste des Ordens voll Glaubensfreudigkeit dem Tode entgegen gehen würde, begann der Provinzial seine eigentlichen geheimen Mittheilungen. Er eröffnete dem jungen Profeßen, was dieser von seinen Pflegeältern schon wußte, daß nämlich Beide in einer der glücklichsten Ehen lebten, welche das Familienleben der Privaten nur zu bieten vermöge, obgleich der Fürst Katholik und seine Gemahlin Protestantin sei. Wenn man aber Collegien in jenem Lande bilden, wenn man die Streiter der Gesellschaft Jesu von dort ausbreiten wolle, sei es zuförderst nöthig, auf das Gewissen des Fürsten zu wirken. Man müsse trachten, Einen des Ordens ihm als Beichtvater zu

geben, der dem Einfluße seiner Gemahlin — auf den durch frühere Ausschweifungen zur Frömmigkeit geneigten Mann — das Uebergewicht zu halten vermöge. Die Fürstin der Kirche zuzuführen sei nach allen den bereits angestellten, aber gänzlich gescheiterten Versuchen zu schließen gar keine Hoffnung vorhanden, und es bleibe deshalb kein anderer Ausweg, als die Ehe des fürstlichen Paares zu trennen. „Nun kann zwar, — schloß Pater Bonifaz seine erbauliche Rede — ein kluger umsichtiger Beichtvater den Fürsten allmälig zu diesem Zwecke leiten, allein schneller und sicherer würde das Ziel zu erreichen sein, wenn von Seiten der Fürstin selbst diese Trennung ihrer Ehe durch irgend eine, ich will nicht bestimmen wie weit gehende Pflichtverletzung eingeleitet werden könnte. Sie ist eine nicht mehr ganz jugendliche, aber noch sehr schöne und lebenslustige Frau. Gott hat Ihnen, lieber Cölestin, eine Gestalt gegeben, die dem Auge des Weibes gefallen muß. Veredeln Sie dieses Geschenk durch Wucherzinsen zu seiner Ehre, zur Ausbreitung seines Reiches und seiner Kirche. Morgen werde ich Ihnen die ziemlich allgemein gehaltenen Instruktionen übergeben, wie der General in dieser wichtigen Sache sie mir zugesandt.

Dann treten Sie Ihre Reise nach der Provinz Deutschland unverzüglich an. Für heute empfehle ich Sie und Ihr Gebet dem Schutze des heiligen Ignaz."

Nach diesem Zeichen der Entlassung wäre eine fernere Entgegnung wider die Subordination des Profeßen gegen seinen Vorgesetzten gewesen. Cölestin küße dem Pater Provinzial die Hand, und entfernte sich.

Als er am folgenden Morgen zu dem im Collegium allein gebietenden Herrn zurückkehrte, betrachtete ihn dieser mit einem scharfen mißtrauischen Blicke. Die Spur der namenlosen Seelenkämpfe und innern Zerwürfnisse, welche den Jüngling in dieser, wie er selbst gesteht, schwersten Nacht seines ganzen Lebens heimgesucht, war nicht zu verkennen. Es war die Verheerung zweier mit einander kriegführender Mächte, die gigantisch hier gewaltet, und Bonifa rüstete sich nun ebenfalls zum Streite.

Mit festen klaren Worten, die den Stempel eines unwiderruflich gefaßten Entschlusses in jeder Sylbe, in jeder Betonung kund gaben, bat Cölestin den Provinzial, ihn von der gestern zur Sprache gebrachten Sendung zu dispensiren, ihn nicht der

Gefahr auszusetzen, sein Gelübde brechen zu müssen. Der Fürst habe von frühester Jugend an als Vater an ihm gehandelt und die jugendliche Fürstin sei ihm eine ältere Schwester und zugleich eine mütterliche Freundin gewesen, die unendlich viel zur Bildung seines Geistes und Herzens beigetragen. Erziehung, Vermögen, angenehme Stellung, Alles, was Daseinsfreude der Jugend heißt, verdanke er dem edlen Fürstenpaare, dem er jetzt nicht durch ehrlosen Verrath, nicht durch eine Handlung der empörendsten Schmach lohnen möge.

Bei diesen Worten Cölestins machte Pater Bonifaz das bekannte Zeichen mit der Hand, welches Schweigen und Hören bedeutete.

Der junge Profeß gehorchte augenblicklich und unterbrach mit keiner Sylbe der Entgegnung seinen Vorgesetzten, obgleich das, was er nun zu hören bekam, in seiner jetzigen Stimmung wie Verbrechen an der Menschheit ihn gemahnte.

„Ich will nicht daran erinnern," nahm Pater Bonifaz nach einer kleinen Pause der Sammlung das Wort, „daß nach Ablegung des Ordensgelübdes keine Rücksichten irgend welcher Art die unverbrüchliche und ewige Verpflichtung des Gehorsams

auch nur lockern, geschweige denn aufheben können. Gehorsam heißt der Schmuck unsers Ordens; Gehorsam heißt die unsichtbare Macht, durch welche Gott uns gestattet, Wunder zu bewirken; Gehorsam heißt die Kette, welche uns zu gemeinsamer Willenskraft unter einander verbindet. Das Glied aber, welches eigenmächtig den selbstsüchtigen Gelüsten nachgebend aus dieser Kette gemeinsamen Wirkens herausbrechen und es selbst sein möchte, macht sich des Hochverraths und der Treulosigkeit, es macht sich der Todsünde eines Eidbruches schuldig, für den es keine Absolution, nicht auf Erden noch im Himmel, giebt. Wer will sich vermessen, das Schwert tadeln und an seiner Form mäkeln zu wollen, dessen Gott der Herr zu Bekämpfung des Antichristen, zu Vertilgung des verhaßten Ketzerthums sich bedient? — Frevel und Abtrünnigkeit ist schon der bloße Gedanke daran. Was verlangt der Orden von Ihnen Anderes, als was Sie noch gestern mir gelobt mit Seele, Mund und Herz? — Ausbreitung unsers Glaubens, Kampf gegen den Protestantismus, der dem Reiche Gottes seine eingeborenen Bürger schmälert — ad majorem dei gloriam. Wissen Sie auch, in welcher Gestalt der Protestantismus — dieser

hundertköpfige Feind, den wir bekämpfen — dem Auge des Rechtgläubigen sich darstellen muß? —

Als eine Reassumtion von Irrlehren, wie sie alle Zeitalter der Kirche durchzogen haben.

Mit den Manichäern leugnet der Protestantismus die Freiheit des menschlichen Willens und die Lohnwürdigkeit der guten Werke, mit den Montanisten den rechten Gebrauch der Buße, mit den Donatisten verkehrt er den Ritus des Opfers, mit den Eustachianern verwirft er die Fasten, mit den Arianern die Leichengebete, mit den Eumonianern schreibt er den Nachlaß der Sünden lediglich dem Glauben zu; mit Jovinian verwirft er die klösterliche Enthaltsamkeit, mit Nestonius die Geltung der Schriften der Kirchenväter nnd der ConciliENbeschlüsse, mit Photius das Verdienst der Keuschheit, die Würde des Priesterthums und die Gewalt des Papstes; mit Beranger nimmt er in der Eucharistie nur die Substanz des Brotes und Weines an, mit den Waldensern verwirft er die Ablässe und die Wunder der Heiligen, mit Wycleff und Huß die meisten Sakramente der Kirche und die Autorität des apostolischen Stuhles; aber die größte doctrinale

Verwandtschaft hat das System des Protestantismus noch mit dem Gnosticismus."*)

Der Pater Provinzial schöpfte Athem.

Man mußte Jesuit sein, und mußte namentlich die geistlichen Exercitien durchgemacht haben, um zu wissen, was von der Exaltation zu halten sei, in welche der geistliche Herr sich scheinbar hineingesprochen. Alles sprühte Funken der Begeisterung in ihm, der ganze Mann schien Eine streitende Jubelhymne, Ein Schlachtgesang zur größeren Ehre Gottes. — Aber der lauernde Blick, der unter den buschigen Augenbrauen hervor nach Pater Cölestin züngelte, kehrte unbefriedigt von seiner flugartigen Sendung zurück — er war an marmorkalten Zügen abgeglitten.

„Die Aufgabe und der Zweck des Ordens ist die größere Ehre Gottes, es ist das ewige, allen Seelen zu erringende Heil," fuhr der Provinzial nach kurzer Unterbrechung in seiner Rede fort. „Dieser hohe Zweck umfaßt das ganze Menschengeschlecht. Die Streiter Jesu streben nach seiner Erreichung, indem sie durch alle ihnen zu Gebote

*) Citate des Jesuiten Buß: „Die Gesellschaft Jesu." 1853.

stehende Mittel ihren heiligen Glauben gegen Abtrünnige und Ketzer vertheidigen, die alleinseligmachende Lehre unter Heiden und Ketzern verbreiten und die treu gebliebene Gemeinde unablässig pflegen. Hat der Orden die christliche Eroberung vollendet, so ist das Reich des ewigen Friedens, dieses Problem des Völkerlebens ist dann für immer begründet und herabgestiegen zur Erde, wie einst Gottes Sohn, ist dann Gottes Reich. Kann bei so gewaltiger Aufgabe, bei diesem Streben nach einem Siege, der seines Gleichen nicht hat, kann und darf der Orden da wohl sich scheuen, Grashalme zu zertreten, über die hinweg sein Fuß nach dem großen Ziele der Allgemeinheit schreiten muß? — Wahrlich nein, denn Zögerung wäre hier Verbrechen an der Menschheit. Sie, mein lieber Pater Cölestin, sind nicht in den Schulen unserer Collegien gebildet, Gottes Geist allein hat Sie uns zugeführt, deshalb begreife ich die mannichfach abirrenden Skrupel niederer Weltrücksichten, welche Ihren sonst in geistigen Dingen so klar schauenden Blick periodisch trüben. Nur dürfen Sie Ihr Ohr der Stimme des Erlösers nicht verschließen, der Stimme nicht, die durch den Mund seiner Streiter zu Ihnen redet und Ihren

Arm zur Stütze seiner Kirche verlangt. Die Absicht allein heiligt oder verwirft jede Handlung, jede im hellsten Sonnenlicht oder im Dunkel der Nacht vollzogene That vor dem Auge Gottes, denn an sich böse oder gut ist nichts, was geschieht. Nicht die äußere Handlung, sondern — wie nicht genug wiederholt werden kann — die Absicht des Handelnden ist das Zurechnungsfähige, beziehungsweis Strafbare*). Ist übrigens das Opfer, welches der Orden von Ihnen verlangt, kein dem Herrn wohlgefälliges, so werden eher die Pforten des Himmels sich sprengen und die Erde verschlingen, als daß etwas auf ihr geschähe, das wider Gottes Rathschluß wäre. Nur prüfen sollen Sie, ob der Herr zu seinen Streiter Sie auserſehen, nur prüfen, ob er Sie gewürdigt, Ihr Liebstes, Ihren schönsten Schmuck die kindliche Dankbarkeit — auf seinem Altar und zu seiner Verherrlichung zu opfern. Die

---

*) Die theoretischen Principien dieser jesuitischen Reinigungskunst durch die Absicht bestehen vornehmlich: 1. Im Probalismus, 2. die Leitung der Absicht, 3. der innere Vorbehalt, 4. die Zweideutigkeit.

Wurzel des Christenthums aber ist das Opfer, das in den guten Werken sich vollzieht, wie die geistlichen Uebungen die erhabenste Mystik, wie sie die unsterbliche Frucht der einsamen Ekstase unsers heiligen Ignaz in der Felsenhöhle von Manresa sind."

Noch lange sprach Pater Bonifaz in diesem Sinne weiter und entfaltete, je länger er sprach, eine immer duftendere Blüthe sophistischer Beredtsamkeit. Cölestin hörte und hörte auch nicht. Sein Ohr vernahm den Klang der Worte, denen er mit angestrengter Aufmerksamkeit folgte; allein zu seinem Herzen, zu seiner großmüthigen Seele fanden sie keinen Zugang. Als er die Erlaubniß zu sprechen erhielt, berief er sich mit seiner beharrlichen Ablehnung auf den Papst, dem er in seinem Profeßgelübde Gehorsam geschworen. Dagegen stellte ihm der Provinzial die Autorität des Generals, die in Angelegenheiten des Ordens dem Ausspruche des heiligen Vaters voranstehe. Weder Bitten noch Drohungen, keine auch noch so schlaue Art jesuitischer Vorstellungen hatte den gewünschten Erfolg. Da ging Pater Bonifacius — seine dem Ordensgeneral zu Rom kaum nachstehende Autorität wohl kennend — noch um einen und zwar gewaltigen Schritt

weiter. Er übergriff die Ordensregel und versprach dem jungen, für diese hohe Stellung noch unreifen Pater Cölestin das nächste vakant werdende Rektorat.

Ein stolzer freudiger Muth blitzte aus dem Auge des jungen Professen. Er überlegte, ob nicht das viele Gute und Große, welches er in dieser von den meisten Professen so heiß ersehnten Stellung wirken könne, die nur an einer einzigen Person verübte, vielleicht auch nur versuchte Uebelthat aufwiegen könne. Allein da trat das Bild seiner Pflegemutter in seiner ganzen Lieblichkeit und Milde vor seine Seele. Er hörte die Melodie ihrer sanften Stimme, womit sie beim letzten Scheiden wie von banger Ahnung gequält ihm zugerufen: Bleibe unter allen Umständen Dir selbst treu. Diese Vision, seelenrettender vielleicht, als die des heiligen Ignaz in der Felsenhöhle von Manresa — entschied. Sie war auch Doris wärmste Freundin, sprach der Hartgeprüfte halblaut vor sich hin, und lehnte nun die Anträge des Versuchers mit einer Standhaftigkeit ab, die dessen Geduld erschöpfte. Er bewilligte dem pflichtvergessenen Jünger Loyola's noch eine Woche Bedenkzeit und gab dann das von Cölestin

so heiß ersehnte Zeichen der Entlassung, doch unter Verweigerung des üblichen Handkusses.

Aus der achttägigen Bedenkfrist wurden vier Wochen, die Pater Cölestin in einem der tiefen feuchten Gefängnißkeller des Jesuitencollegiums verbrachte. Sein Lager war ein Bündel feuchtes Stroh, seine Nahrung bestand in hartem Brode, fadem Gemüse und schlechtem Wasser.

Nach Verlauf der strengen Buß- und Selbstprüfungszeit beschied man ihn vor den versammelten Provinzialrath. Hier eröffnete ihm der allgebietende Pater Bonifaz, als er standhaft bei seiner Weigerung des Gehorsams hinsichtlich jenes Unternehmens beharrte, daß ihm, in Berücksichtigung seines früheren Verhaltens, noch drei Tage Bedenkzeit gewährt seien. Die Langmuth der Kirche werde ihm dann als Ausfluß einer ganz besonderen Milde Absolution ertheilen und die Rückkehr des verlorenen Sohnes feiern. Bliebe er jedoch wider Erwarten von dem bisherigen finstern Geiste des Ungehorsams und Starrsinns regiert, so sei der versammelte Provinzialrath gezwungen, das lebendige Todesurtheil einer ewigen Einkerkerung über ihn zu verhängen.

Cölestin antwortete durch eine Appellation an den Ordensgeneral in Rom.

Ein lebhafter Tadel, daß er die Statuten des Ordens so wenig behalten habe, war die ganze Entgegnung auf diesen Einwurf.

Und in der That hatte Pater Cölestin, als er die Appellation an den General zur Sprache brachte, jenen der Intrigue freien Spielraum gebenden Paragraph der Ordensstatuten vergessen, welcher so lautet: „Um die Disciplin kräftiger zu handhaben, soll von den Regeln des Ordens keine Appellation an irgend einen höhern Richter stattfinden, noch auch von einem solchen angenommen werden. Auch kann keine Lossprechung oder Befreiung von Ordenspflichten jemals gestattet werden.“

Viertes Capitel.

Ein Abtrünniger.

Motto: „Sie bleiben wie sie sind, oder sie hören auf.“

Ordensgeneral Ricci. 1772.

Ein Jeder geh' in sich zu Hause,
Und bet' um Kraft und reinen Sinn.
Ich geh' in's Thal zu meiner Klause,
Der Spielmann zeucht zum Vater hin.

Zacharias Werner.

Nein, auch Pater Jouven war keiner von den exklusiven Streitern, denen das „in majorem dei gloriam“ an der Wiege gesungen worden. Was ihn in den Orden getrieben, war ein Mißverständniß des Lebens und seiner Selbst. Es war ein Mißverständniß jener sittlichen Kraft, die einzig und allein den stärkeren Mann zum Schutz und Vorbild, wenn auch nicht zum Herrn des schwächeren, dem Reize der Verführung durch den schönen Irrthum

der Liebe so leicht zugänglichen Weibes sanktionirt. Die Gesetze der Sittlichkeit und schönen Selbstbeschränkung hatten sich, von ihm übertreten, furchtbar gerächt, denn er war dem Fluche verfallen, dem jede edle Mannesnatur durch Anmaßung gemeiner Vorrechte vor den Frauen stets und unter allen Verhältnissen verfällt. In den Armen der Prostitution hatte er zuerst dem heißen Dämon der Jugend gedankenlos und leichtsinnig geopfert, und als er klar über sich selbst und die unbefriedigten Wünsche seines Herzens mit Schauder aus den Armen jenes grobsinnlichen Genusses sich losriß, da hatte jener Fluch der Selbstironie, von dem das Christenthum in seiner sittlichen Gleichstellung beider Geschlechter den Mann zu befreien gesucht — jener selbstverschuldete Fluch des modernen Lebens hatte mit einer so herzzerreißenden Grausamkeit ihn ereilt, daß seine Zukunft wie ein Irrgarten ohne die Blumen der Liebe und Poesie ihn angrinste. Sein Herz, seine ganze für alle Ideale des Lebens erglühende Seele sehnte sich nach der Liebe des Weibes, als nach der edelsten Ergänzung der männlichen Natur, und gleich neben dieser Himmelsblume im Garten seines Herzens sproßte doch

das Unkraut der Frauenverachtung, sproßten die Dornen des Zweifels an ihrer Befähigung zu einer andern als sinnlichen und im besten Falle poetisch sinnlichen Liebe. Weil er die weibliche Hingebung zuerst durch Selsterniedrigung kennen gelernt, weil er, an sich und dem Zauber, in den er sich verstrickt, irre geworden, es bequemer fand, seine Schuld auf die Schultern derer zu lasten, die das schöne Vorrecht einzig und allein der Liebe zum Marktpreis eines thierischen Genusses herabgewürdigt — darum rächte sich die edlere ihm innewohnende Natur auf erbarmungswürdige Weise an dem Unglücklichen. Er trug die Schmach jener weiblichen Geschöpfe auf Gottes dichtungsreichste Schöpfung, auf die edlere Hälfte des Menschengeschlechts über. Indem er das Weib in den Auswüchsen seiner Erscheinung verachten lernte, machte ihn dieser Zweifel an der durchgeistigten Frauennatur unglücklicher, ja elender sogar, als er selbst es wußte, und hätte er es gewußt, als er sich es würde haben gestehen wollen.

Eberhardinen's Verrath und der Verrath so mancher gleich ihr unweiblichen Frauen bestärkte ihn in seiner den Frauenwerth und die

Frauenachtung negirenden Doctrin, und dennoch fühlte der Beklagenswerthe, daß nur die Liebe eines edlen Frauenherzens als Messias der Entsühnung zwischen ihn und seine Verzweiflung treten könne.

Vergebens aber wartete er wie Israel — doch ungläubiger und trostloser als dieser — auf die endliche Erlösung von dem über sich herabbeschworenen Fluche; vergebens klammerte sich das aus seinem Herzen schwindende Vertrauen auf die irdische Erscheinung Gottes in der Liebe an Lothar's Freundesherz; vergebens zwang er sich zum Gottesleugner, indem er die Natur des Weibes profanirte. Kein Friede kehrte in sein Herz, keine Versöhnung in sein Leben zurück. Als man eines Abends Angelika's Gatten nach einer am Morgen angetretenen Jagdpartie im Walde, und zwar — wie die Aerzte versicherten — nicht von seinem eigenen Gewehre getödtet gefunden, da triumphirte Freiburg, denn der Jesuitenorden hatte durch seine fein gesponnenen Fäden ein, wie man damals wähnte, gar brauchbares und lenksames Glied der großen Kette sich erworben. Theils aus stumpfsinnig resignirendem Gehorsam, theils in Folge seiner kaum zu bewältigenden Sehnsucht nach dem einzigen Freunde seines

ganzen Lebens schrieb er, wie wir wissen, an Lothar und wirkte fördernd auf dessen unseligen Entschluß.

Diese seine Einwirkung, dieses egoistische Drängen der Freundschaft, die heißer denn jemals ein mitfühlendes Herz begehrt hatte, das war es denn auch jetzt, was Pater Jouven die doppelte Pflicht erkennen ließ, den Jugendfreund aus der großen ihm wohlbekannten Gefahr selbst um den Preis des eigenen Lebens zu retten. Schlauer und umsichtiger, in Verstellung und Combination weit geübter als Cölestin, gelang es Pater Jouven nach Verlauf einiger Wochen, den Aufseher der Kellergewölbe, Pater Xaver zu einer Pflichtverletzung zu verleiten und das Gelübde ewigen Schweigens durch eine Stunde in Cölestin's Gefängniß von sich erkaufen zu lassen.

Er brachte dem Gefangenen Schreibmaterialien und half ihm sie in den feuchten mit ekelhaften Reptilien bevölkerten Erdboden vergraben. Genau merkte er sich dann die Seite des Kerkers nach außen hin und zeigte dem fieberkranken Freunde eine Mauerfuge oben an dem Kreuzgewölbe der Decke, die sein Arm erreichen konnte. Die Vorrichtung ward möglichst verbessert und erweitert und ein Briefwechsel, der

zunächst den Zweck ärztlicher Behandlung verfolgte, mit ungewöhnlicher Besonnenheit und Umsicht vom Pater Jouven eingeleitet. Durch diese Vorkehrungen des Freundes wurden Cölestin's Tagebuchblätter, die Pater Jouven zu größerer Wahrung des Geheimnisses Henrietten übergab, der Nachwelt erhalten und das Leben des Gefangenen gefristet. Der Arzt und die Arzneimittel, welche der Provinzial dem Ansuchen des Gefangenen verweigerte, ersetzte die Freundschaft eines Mannes, der nur vermöge seiner Schlauheit dem Stande Ehre machte, in den er so willenlos als einst Lothar getreten. Allein so sorgsam auch Pater Jouven's umsichtige Klugheit den Schleier des Geheimnisses festhielt, so aufmerksam überwachten doch auch die Späher im Jesuitencollegium den Freund ihres aus Widersetzlichkeit Gefangenen. Pater Jouven wußte das wohl und sah sich oft wochenlang genöthigt, den nur ihnen Beiden bekannten Unterhaltungskanal unbenutzt zu lassen. Dadurch verschlimmerte sich natürlich die von ungesunder Luft und mangelhaften Lebensmitteln erzeugte Krankheit des Freundes, und da auch die Briefe, welche Pater Jouven an den Ordensgeneral in Rom hatte abgehen lassen, ohne Erfolg blieben, so schien ein Rettungs-

versuch durch Flucht das einzige noch einen Schimmer von Hoffnung gewährende Auskunftsmittel. Wie aber dieser Weg einzuschlagen, wie ein sicheres Asyl für den zum Tod erschöpften Freund, selbst wenn die Thür seines unzugänglichen Kerkers sich öffnen sollte, gefunden werden könnte, dies war zur Zeit ein noch ungelöstes Problem für den jungen Nichtjesuiten.

Ein Besuch bei Henrietten an einem naßkalten Spätherbsttage gab den Ausschlag, daß gehandelt, daß irgend etwas unternommen werden müsse, ehe von Seiten des Provinzials vielleicht seine eigene Freiheit gefährdet und dem gefangenen Freunde der letzte Trost, die letzte Hoffnung auf Erlösung dadurch entzogen werden möchte.

Pater Jouven zürnte sich selbst deshalb, allein er konnte es sich dennoch nicht abläugnen, daß sein Auge mit unaussprechlichem, bei jedem Besuche sich steigernden Wohlgefallen an das schöne Mädchen sich gefesselt fühlte, wenn sie in der kleidsamen Landestracht, die sie, von verschiedenen Gründen dazu bewogen, wieder mit der männlichen vertauscht, wenn sie in dem kurzen schwarzen Tuchröckchen, die feine Taille von einem mit silberner Kette geschnürten Mie-

der umschlossen, die langen Haarflechten bis auf die Hüften herabwallend in jener wildromantischen Umgebung ihm entgegen trat. Warrenberg liebte Henrietten nicht, denn er war in Bezug auf die Frauen Egoist, wie jeder Genußmensch, wie jeder Verächter des allzuviel begehrten Weibes eben aus Uebersättigung es wird. Er sagte sich nicht in sittlich demüthiger Selbsterkenntniß: nur ein so edler seltener Mann wie Lothar verdient eine so treue aufopfernde, in idealster Selbstlosigkeit reine Liebe, wie die Henrietten's es ist. O nein! Er beneidete wenn auch mit einem Herzen ohne Mißgunst dem Freunde eine so seltene noch dazu unerwiederte Liebe und murrte wider die Vorsehung, daß ihm dem Ungläubigen dieser Himmel reiner Liebe sich nie geöffnet. Nicht so zu lieben, wie Henrietten lieben konnte, sondern so geliebt zu werden, wie Lothar geliebt wurde, sehnte sich das selbstsüchtige Herz des Unglücklichen. Er erkannte in seiner Verblendung nicht, daß so manche Schuld ausgeglichen, so mancher Leichtsinn gesühnt, so mancher Irrthum durch reuevolles Bekenntniß einen milden Richter dießseits und jenseits finden, daß aber niemals Liebe ernten kann, wer Haß säet, daß niemals ein edles Frauenherz an ihn

glauben, daß es niemals dem Verächter des Weibes in seinem sonnenhellen Paradiesesfrieden sich öffnen, daß zwar der Bereuende, doch nimmer mehr der trotzig feige Selbstling, der mit seiner Verurtheilung, mit seinem pharisäischen „Steiniget ihn" im vollsten Rechte sich glaubt, daß er nie die göttliche Gewalt der Liebe in ihrer irdischen Erscheinung an seinem Lebenshorizonte heraufbeschwören kann. Jeder Fluch, jeder Frevel, der die infernalischen Mächte, die in des Menschen Brust schlummern, wach ruft, erfüllt sich. Am sichersten aber der kecke besserbürtige und heidnische Uebermuth des Mannes, der wie gesagt Segen ernten möchte, wo er Fluch gesäet. Gott ist gerecht. Auf irgend eine Weise — je unsichtbarer je schwerer oft — sucht er den Frevler heim, der an seiner Meisterschöpfung gesündigt.

Unser junger Jesuitenprofeß fand Henrietten in Thränen und Angst fast vergehend. Marmorbleich und an allen Gliedern zitternd erzählte sie ihm mit fliegender Hast, daß ihr Aufenthalt auch jetzt wieder entdeckt sei, daß sie vor einigen Tagen einen Pater Jesuiten um die Mühle herumschleichen gesehen, und daß gestern Abends unter dem Steine, wohin Pater Jouven in möglicher Abwesenheit Henriettens die

Tagebuchblätter des Freundes zu legen mit ihr übereingekommen war, dieses Blatt mit dem beängstigenden Inhalt von ihr sei gefunden worden.

Pater Jouven nahm das Blatt und las, wie folgt:

„Nachdem der Cardinal Ganganelli als Clemens XIV. den päpstlichen Stuhl bestiegen, mußte er sich den Forderungen der Bourbonischen Höfe fügen. Er hob den Jesuitenorden auf. Als er Dominus ac redemptor noster unter die Bulle gezeichnet, als er das inhaltreiche Breve aus der Hand gegeben, neigte er sein Haupt wie Christus am Kreuze und rief: es ist vollbracht — mein Tod wird unvermeidlich sein.

„Acht Monate nach jener verhängnißvollen Unterschrift verspürte der Papst vom Tische aufstehend einen heftigen Schüttelfrost. Bald darauf machten die ihn umgebenden Freunde von Stunde zu Stunde der beunruhigenden Beobachtungen mehr und mehr. Die immer so melodisch volltönende Stimme des Papstes wurde gänzlich von einer Heiserkeit ganz eigenthümlicher Art belegt. Eine Entzündung, die sich im Innern der Kehle entwickelte, zwang ihn, den Mund beständig offen zu halten, wiederholtes

Erbrechen, Schwäche in den Beinen fand sich ein. Sein bis dahin fester Schlaf wurde unaufhörlich von schneidenden Schmerzen unterbrochen. Am Ende kannte er keine Ruhe mehr; eine gänzliche Erschlaffung aller Kräfte, eine vorzeitige Auflösung folgten plötzlich auf die beinahe jugendliche Beweglichkeit und Kraft und bald machte die schmerzliche Ueberzeugung von einem Frevel, den er ja kommen gesehen, Clemens XIV. in seinen eigenen Augen unkenntlich. Bei diesem krankhaften Zustande seiner physischen Natur unterlag auch der geistige und moralische Mensch. Es war nichts mehr von Ganganelli übrig; selbst seine so klare Vernunft schweifte aus ihrer gewohnten Bahn. Spuckgestalten verfolgten ihn in seinem Schlafe; mitten in der Nacht entriß er sich schauerlichen Träumen und warf sich zu Boden vor einem kleinen Madonnenbilde. Hier, im grauenvollen Glauben an seine ewige Verdammniß, rief er unter Schluchzen: Gnade, Gnade! — man hat mir Gewalt angethan. Endlich nach länger als sechsmonatlichen Qualen sah Clemens XIV. die Stunde seiner Erlösung nahen; auf einige Augenblicke wurde ihm die Vernunft zurückgegeben. In der Fülle seiner Geisteskraft und seiner Schmer-

zen trat er den Todeskampf an. Er wollte sprechen; ein Mönch flüsterte einige Worte in sein Ohr. Alsbald erstarrte das Wort auf seinen Lippen und das Leben in seinen Adern. Die Männer vom Fach, die herbeigerufen wurden, um ihn einzubalsamiren, fanden einen Leichnam mit blutfarbigem Gesicht, schwarzen Lippen, aufgedunsenem Leibe, abgemagerten und mit blauen Flecken bedeckten Gliedern. Als man dem Todten seine päpstlichen Gewänder auszog, blieb ein großer Theil seiner Haut daran kleben, auch das Haar blieb vollständig an dem Sammtkissen hängen, worauf der Kopf lag, und bei einer einfachen Reibung fielen sämmtliche Nägel von Finger und Zehen ab. Die Aerzte hatten sehr leise gesprochen, die Leiche sprach allzulaut, und ganz Rom schrie: Clemens XIV. ist durch aqua tofana von Perugia gestorben.

„Das aqua tofana von Perugia ist aber im neunzehnten Jahrhundert und ist in den Gefängnissen des Freiburger Jesuitencollegiums noch ebenso wirksam, als es im achtzehnten Jahrhundert in den Gemächern des Vatikan war. Clemens XIV. konnte nicht dem päpstlichsten Stuhle, doch ein armer Gefangener kann bei weiser Benutzung der räumlichen

Verhältnisse mit Hülfe eines treuen Freundes dem sonst sichern Tode entfliehen. Morgen früh wird Pater Cölestin, ob aus Menschlichkeit, ob in Folge einigen Verdachtes, zu größerer Sicherheit in den nördlichen Gefängnißthurm gebracht. Freilich ist die Höhe jener Gefängnisse beträchtlich, freilich sind Flüsse tief und eine Flucht ohne ein langes Seil kaum denkbar. Doch jene Seite des Thurmes ist eben ihrer Unzugänglichkeit wegen unbewacht, und wenn Pater Jouven ganz offen mit der Bitte um Zutritt zu dem Gefangenen an den Pater Provinzial sich wendet, so wird er unter gewissen Voraussetzungen die erbetene Erlaubniß erhalten. Unter gewissen Voraussetzungen. Kann Pater Jouven sich nicht entschließen, bei seinem Profeßgelübde und mit den heiligsten Eiden des Ordens zu schwören, daß er alle Kunst der Ueberredung, alle Herzenswärme einer freilich vormals weltlichen Freundschaft aufbieten werde, um Pater Cölestin's starren Widerstand und mit ihm die Riegel seines Kerkers zu brechen, so erspare er sich jeden fruchtlosen Versuch zum Wiedersehen des Freundes, bis er seiner Leiche das letzte Geleit geben wird."

Was war von diesem auf so räthselhafte in

Henriettens Besitz gelangten Blatte zu halten. War es wirklich die Hand eines ungenannten, kaum zu denkenden Freundes, die es geschrieben, oder war es nicht wahrscheinlicher, daß irgend eine Falle, irgend ein Verrath unter diesem scheinbaren Mitgefühl wie die Schlange unter den Blumen sich verborgen hatte? — Und dennoch. Wenn er jetzt den Gefangenen sprechen, wenn er den gewünschten Rettungsapparat in seinen Kerker schmuggeln könnte — es wäre das — wie Pater Cölestins heutiges Tagebuchblatt auswies — Rettung in allerhöchster Noth.

„Ich fühle mich entsetzlich schwach," schrieb Pater Cölestin mit unsicherer Hand. „Einige Stunden dieser langen schlaflosen Nacht mag ich wohl in Ohnmacht zugebracht haben, denn ich fühlte mich plötzlich ohne geschlafen zu haben, wie in kaltem Schweiß gebadet. Ich glaube, man verschlechtert absichtlich meine Kost. Vergebens habe ich den Unbekannten, der mir das Bischen Brod und Gemüse und den Wasserkrug täglich hinstellt, gebeten, meinen Zustand dem Pater Provinzial zu melden, und einen Arzt kommen zu lassen. Er entwich, noch ehe ich ausgeredet hatte."

„Aber Gott redet durch Träume zu mir und

sendet mir Trost. Doris theilt meinen Kerker und verkehrt meine Leiden in himmlische Wonnen."

„Den 18. Oktober. Meine Beine sind so geschwollen, daß ich mich fast nicht mehr bewegen kann. Kaum ist es mir möglich, das schlechte und wenige Essen zu erfassen, das man mir hinstellt. Unerträgliche Brustschmerzen rauben mir den Schlaf, der sonst mein treuester Freund im Kerker war. — Aber was ist mir, daß ich so fröhlich bin, daß meine Gebeine sich freuen und mein Fleisch begehret, aufgelöst zu sein; daß die Wände dieses Kerkers wie die eines Tempels mir erscheinen und ein heller Lichtglanz ihn erfüllt? Sie ist mir nahe, o sie umschwebt mich, sie betet für mich am Throne der Mutter aller Gnaden. Ein Engel des Himmels hat sie mir selbst Botschaft gebracht — ich sehe sie angethan mit ihren Lichtgewändern an meiner dunklen Pforte stehen."

„Den 20. Oktober. Heute erschien Pater Lar . . . t bei mir, ganz unerwartet. Es ward mir, als die Thür zu einer so ungewöhnlichen Zeit sich öffnete, ganz warm um das Herz. Ich weiß nicht, auf was ich hoffte oder was ich fürchtete. Der Pater, den ich sonst nie leiden mochte, erschien mir

als ein Friedensbote. Ich muß schrecklich aussehen; denn wie er eintrat, stutzte er und rief: Mein Gott, ist das Pater Cölestin? Dann stieg er langsam und mich immer fixirend herab; und als die Thür sich hinter ihm schloß, mußte ich ihm zurufen, wie er treten müsse, um nicht zu fallen, denn es ist ganz dunkel bei mir. Ich habe mich aber daran gewöhnt und sehe doch genug, um mich stündlich zu entsetzen. — Er setzte sich auf mein Lager von faulem Stroh und schaute mich mit einem Blicke an, in welchem etwas von Mitleiden lag. Ich hatte noch nicht gesprochen. Er brach das Stillschweigen. Der Pater Provinzial, sagte er, hat mich zu Ihnen gesandt, um zu erfahren, welche Bedürfnisse Sie haben könnten, und Sie zu benachrichtigen, daß man Ihnen die Freiheit geben wird, wenn Sie sich entschließen, ihm zu gehorchen. Er will Gnade vor Recht ergehen lassen. Das Provinzial-Collegium wird seinerseits das Urtheil zurücknehmen. — Wenn Sie auf Ihrem Willen beharren, bleibt es bestätigt. — Er fügte noch hinzu, daß er seinerseits mich herzlich bedauere und dem Pater Provinzial meinen Zustand so schildern wolle, daß mir schnelle Abhülfe werde. — Ich erwiederte kurz und bestimmt, und ich glaube,

daß eine höhere Röthe mein Gesicht färbte, denn mein Herz zitterte vor Zorn: Sagen Sie dem Pater Provinzial, daß keine Macht auf Erden mich bewegen soll, ein Verbrechen zu begehen. Ich stehe am Rande des Grabes, ich weiß es; aber wenn ich auch Gesundheit und Freiheit mir erkaufen könnte, so möchte ich nicht um diesen Preis meine Ehre besudeln. Sagen Sie dem Pater Provinzial, daß unsere Statuten es ihm verbieten, gegen einen Beschluß des Collegiums eigenmächtig zu handeln, und gesetzt auch, das Provinzial-Collegium hebe sein Urtheil auf, so nehme ich es nicht an. Was die Bedürfnisse betrifft, die ich habe, so bitte ich Sie, dem Provinzial zu sagen, daß ich sehr, sehr krank bin und mich nach einem Arzt sehne und nach reiner Luft. Ich würde hinzusetzen: nach einem andern Kerker; aber ich weiß, daß es vergeblich wäre, einen besseren zu verlangen. — Pater Lar. . . .t verließ mich, aber nicht ohne mir versprochen zu haben, daß er seinerseits das Möglichste thun werde, um mir Hülfe und Erleichterung meiner Leiden zu erwirken. — Wird er es thun? Er war nie mein Freund. Er gehörte zu den heftigsten Bewun-

derern und Verehrern des Provinzials und soll viel zu dessen Erwählung beigetragen haben.“ —

Als Henriette dieses inhaltschwere Tagebuchblatt ihres theuern Freundes aus der Hand legte, glitt keine Thräne aus dem brennend trockenen Auge über die bleiche Wange herab, kein Klagelaut erzählte von ihrem Schmerz, kein Seufzer entwand sich der gepreßten Brust. „Haben Sie den Muth zu diesem falschen Eide? —“ Fragte sie endlich so tonlos, daß dieser Accent ihrer Frage beinahe an Indifferentismus grenzte.

„Ja,“ erwiederte Pater Jouven entschlossen, „denn noch bin ich Jesuit und bin ja — fügte er leise vor sich hinmurmelnd hinzu, — in dem schönen Geheimniß der Reinigungskunst durch die Absicht.“

„Nun und weiter, was weiter,“ drängte die Kosenell, jetzt plötzlich aus ihrer dumpfen Resignation in eine fieberhafte Aufregung überspringend. „Welche Pläne um Gotteswillen haben Sie — wo ist ein Hoffnungsstrahl, ach nur ein ganz matter.“

„Die Zeit drängt,“ nahm Cölestins Freund, als Henriette erwartungsvoll schwieg, wieder das Wort. „Deßhalb muß ich bitten, daß Sie mir es nach-

sehen, wenn ich mit einer leider sehr prosaischen Frage die Ihre durchkreuze. Haben Sie noch hinlängliche Subsistenzmittel, und zwar nicht allein für sich, sondern auch eine Zeit lang für Lothar, wenn ich den Geretteten Ihre Pflege übergeben kann?"

„Ich nenne Ihre Frage nicht prosaisch, sondern vernünftig und ehrenvoll für mich," entgegnete Henriette ruhig. „Als ich bei meiner Abreise von M. meine Angelegenheiten geordnet, das heißt all' jenen luxuriösen Tand veräußert hatte, den Industrie und Civilisation zur Fristung ihrer Existenz erfunden, da löste sich mir das Räthsel, warum ich oft Lothar's Mißbilligung zum Trotz mich nicht überwinden konnte, so manche Geschenke eitler Thoren zurückzuweisen, die meine Gunst erkaufen zu können meinten. Ich nannte ein Sümmchen mein Eigenthum, das Andere vielleicht als zinsbares Capital angelegt haben würden. Das that auch ich, aber nicht in Papieren. Ich trat eine Kunstreise an, die, haushälterisch wie ich von jetzt an mit meinen Finanzen umging, mein kleines Capital mehr als verzehnfachte. Die endlich von meinem drängenden Herzen ach, so gebieterisch begehrte Reise hierher — zu ihm — zu dem Ziele meiner Leiden,

dem sichern Grabe, das ich hier zu finden hoffte, auch alle Einkäufe, die ich, um als Handelsmann hier auftreten zu können, machen mußte, sogar den falschen Paß, den zu kaufen ich Gelegenheit fand, mit eingerechnet, haben meine Kasse noch nicht zur Hälfte erschöpft, denn hier in Freiburg habe ich wirklich von dem vortheilhaften Absatz meiner seidenen Tücher und was ich sonst mitgebracht, meine bescheidene Existenz gefristet. Also weiter, um Gottes Willen nur weiter mit Ihren Befreiungsplänen für Lothar, denn es dämmert schon der Abend herein."

„Kennen Sie die große Einsiedelei der heiligen Magdalena? —"

„Ich habe noch vorgestern die Müllerin auf einem Gange dorthin begleitet. Sie meinte, es sei klüger, mich nicht allzu geheimnißvoll abzuschließen, denn das errege am leichtesten Verdacht und Vermuthungen dieser und jener Art. Sie beichtet seit einigen Wochen dem Bruder Klausner, der dort schaltet und zuweilen Messe liest, und rieth mir ein Gleiches zu thun, denn der fromme Mann sei ein geschworener Feind der Jesuiten, aber wie es scheine nicht ohne Einfluß auf den Pater Provinzial, von dem er vielleicht irgend ein Geheimniß zu ver-

schweigen habe, was jenem die Hände gegen den in der ganzen Umgegend verehrten Mann binde. Ich wollte schon mit Ihnen über die Sache sprechen."

„Nun gut," fiel Pater Jouven dem jungen Mädchen in die Rede, „so treffen wir uns bei Einem Ziele. Der Pater Klausner kann morgen schon von Ihnen unter dem Siegel der Beichte in das Geheimniß gezogen werden. Lothars Vater rettete einst seinem Bruder das Leben; vielleicht denkt der fromme Mann jetzt an Vergeltung. Möglich, daß er unsern Provinzial zu einem Bericht an den Ordensgeneral bewegen könnte, der die Ausstoßung Pater Cölestin's aus dem Orden bewirkte, ohne daß er in ein Karthäuserkloster sich zu vergraben brauchte. Doch scheint mir dieser Weg bei der zerrütteten Gesundheit unseres Freundes jetzt zu langwierig; wir müssen auf Mittel zur Flucht denken. Der Pater Klausner besitzt einen für unsere Zwecke kostbaren Schatz, das erfuhr ich durch einen Zufall, der mir jetzt als ein Fingerzeig der Vorsehung erscheint. Es ist ein seidenes Seil, dünn, dehnbar und fester als sonst irgend etwas. Uebermorgen komme ich wieder hieher und wenn ich unter der Altarplatte, die sich, wie Sie wissen, mit leichter Mühe

verschieben läßt, das Rettungsseil finden könnte, so wäre ein entschiedener Schritt zu Lothar's Befreiung gethan. Schon lange habe ich die Vorsicht gebraucht, meine in der letzten Zeit gar sichtbar werdende Abmagerung durch doppelte und dreifache Wäsche und Gewänder, die ich über einander zog, in das Gegentheil zu verkehren. Ich dachte, als ich die Idee zuerst faßte, an eine seine Flucht förderndе Kleidung für Lothar, die ich zu möglicher Benützung des Augenblickes stets bei mir tragen wollte. Dafür wird sich aber später wohl sorgen lassen, haben wir den Aermsten nur erst in der Einsiedelei der heiligen Magdalena, wohin ich ihn zunächst zu bringen hoffe. Jetzt könnte ich mir das dünne, seidene Seil, wenn ich nichts als diesen schwarzen Rock darüber ziehe, ohne den mindesten Verdacht zu erregen, um den Leib winden und Lothar würde es in seinem Lagerstroh verbergen. Wollen Sie den Versuch wagen, liebe Henriette? —"

„Wenn der Pater Klausner in der Einsiedelei der heiligen Magdalena ein solches Seil, wie Sie meinen, wirklich besitzt, so finden Sie es schon morgen Abend unter der Altarplatte dieser Kapelle und sollte ich," murmelte sie dumpf und unhörbar

vor sich hin, „meine Seele durch eine der sieben Todsünden der ewigen Verdammniß weihen."

„Gute Nacht dann für heut," grüßte Pater Jouven mit herzlichem Händedruck. „Mir ist, als würden wir uns nur erst am Ziele unserer beiderseitigen Wünsche oder — am Ziele unserer Hoffnungen wieder sehen. An meinem gebrochenen verfehlten Leben ist wahrlich wenig oder nichts verloren, daß ich es als Einsatz für die Rettung des einzigen Freundes biete, den mir die Vorsehung gegönnt. Aber Sie, Henriette, Ihre Jugend, Ihre Zukunft, Ihr ganzes liebenswerthes Ich werfen Sie für dieses gebrochene Leben eines Mannes in die Wagschale, der — ja wie soll ich es nennen, ohne an Ihnen und Lothar mich zu versündigen — —"

„Der mich verschmäht und niemals, wenn auch wieder von der goldenen Sonne der Freiheit umstrahlt, mich lieben wird", ergänzte Lothar's Milchschwester mit wehmüthigem Lächeln. „O daß Ihr Männer, die ihr das Weib in seinen Schwächen erkannt zu haben glaubt, doch dessen eigentliche Natur niemals zu begreifen fähig seid. Liebe heißen die Pole unserer ganzen Existenz, Liebe ist der Schlüssel zu unsern Tugenden wie zu unsern

Irrthümern, Liebe ist der Magnet, der in den Abgrund oder auf die Höhe einer Entsagung uns führen kann, für welche es keinen Maßstab in Euern, in frühester Jugend schon leer gebrannten Herzen geben kann. Die günstigen oder ungünstigen Verhältnisse, wie irrthümlicher Weise die Conflikte genannt werden, in die unser Herz, unser inneres Leben mit der Außenwelt geräth, diese Schatten, welche die Wirklichkeit auf unsere Ideale wirft, und die Stufe der Achtung, auf die der Mann, unserer Wahl uns stellt, öffnen unserer Zukunft das goldene Himmelsthor beglückender Liebe oder die eisernen Pforten der Hölle, die eine Jede in sich trägt, welche gegen die Gesetze sündigt, die nicht die Kirche, wohl aber Natur und Liebe in unser Herz geschrieben. Nun gute Nacht, lieber Warrenberg — Gott segne Ihr Vorhaben."

Als ein Denkmal eisernen Fleißes und als ein Zeugniß dessen, was menschliche Beharrlichkeit schaffen kann, muß die große Einsiedelei der heiligen Magdalena, eine Stunde von Freiburg, mit Recht

bewundert werden. Jean du Prée von Gruyères brachte in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts mit einem einzigen Gehülfen, jede fremde Beihülfe zurückweisend, nach fünf und zwanzigjähriger ununterbrochener Arbeit diese nach dem gewöhnlichen Maßstabe der Eremitenzellen beispiellos geräumige Einsiedlerwohnung glücklich zu Stande. Sie ist ganz in einem ungeheuren Felsen gehauen und besteht aus einer Kapelle mit ihrem Thurme, einer Sakristei, einem Refektorium, einer Küche, einem Saale mit zwei Seitengemächern und einem Keller. Diese Räume stehen durch zwei Treppen mit einander in Verbindung. Der Thurm und die sämmtlichen Räume der Eremitage empfangen die Tageshelle durch proportionirte Fensteröffnungen. Unter dieser Kunstzelle braust in waldiger Tiefe die Saane ihr dumpfes geheimnißvolles Märchenlied von Zeiten, die kamen und vergingen und wieder kommen werden im ewigen Kreislauf der Dinge. Der stolze schäumende Fluß vollendet das Schauerliche in der Staffage dieser wunderbaren Einsiedelei, deren Umgebung ganz den Charakter jener wilden Landschaften Salvator Rosa's trägt, welche unwillkürlich

den Gedanken erzeugen: diese Gegend habe noch nie ein menschlicher Fuß betreten.

Der Pater Klausner in St. Magdalena=Eremitage war ein dunkles, doch vielleicht mit nicht minder bedeutender Vergangenheit in Verbindung zu bringendes Geheimniß, als vormals der berühmte Pater Augustin, der Abt des Trappistenklosters in der alten Karthause Val Sainte bei Gruyères am Fuße des höchsten Berges im Kanton Freiburg, des Molesson. Trotz der herben Ordensregel der Trappisten, die in stummer Weltentsagung, in elfstündigen Gebeten und Gesängen bei kärglicher Nahrung und harter Feldarbeit unter ihrem Memento-mori=Gruß nur Buße und Tod denken sollen, war Pater Augustin doch der feinste Weltmann. Er galt für einen Spion Napoleons und brachte einst dem Marschall Ney vom ersten Consul einen gar heftigen Verweis wegen ungebührlichen Benehmens gegen den vielgeltenden Abt von Val Sainte zu Wege, der doch seinerseits dem Marschall mit weit stolzerer Anmaßung entgegen getreten war, als Jener ihm.

Henrietten erfaßte, als sie vor dem Klausner stand, ein von Grauen und Ehrfurcht gemischtes

Gefühl. Mit mehr Stolz und Selbstbewußtsein hätte kein König seinen Krönungsmantel tragen können, als dieser Einsiedler seine Kutte mit dem härenen Strick. Das Auge eines Denkers, eines Feldherrn, eines Zauberers vielleicht leuchtete, von der Kapuze umschattet, aus tiefliegender Höhle, prüfend, schreckend oder ermuthigend — sie wußte selbst kaum, was auf sie eindrang — in die zagende Seele des Mädchens. Endlich fiel sie aber doch, gebeugt von der unendlichen Last ihres Jammers, vor dem geheimnißvollen Manne nieder und beichtete Alles — ohne Rückhalt Alles, selbst das, was sie eigentlich verhehlen wollte, willenlos und von seinem beherrschenden Auge überwältigt. Als sie vollendet, als sie schweigend einer Entgegnung gewärtig, hoffend und bangend endlich den Blick zu ihm erhob, da stand der Klausner ihr abgekehrt, die Augen mit der Hand bedeckend. Kaum aber war diese Wahrnehmung geschehen, kaum war ein flüchtiger Gedanke über das Warum so ungewöhnlicher Erregung eines von fremdem und eigenem Unglück gewiß oft schon heimgesuchten Mannes durch Henriettens Seele geglitten, als auch der feste ernste Mann mit den

eisernen Zügen, der er stets war, wieder vor ihr stand.

Die Folge dieses Besuches in der Magdalenen-Eremitage war eine andere, als Henriette erwartet. Von dem seidenen Rettungsanker war keine Rede, und alle abenteuerlichen Pläne, die sie, um des Seiles habhaft zu werden, noch auf dem Wege von der Felsenmühle zur Einsiedelei gefaßt, zerstoben wie Spreu vor der einfachen Versicherung des Klausner's, daß er ein solches Rettungsmittel weder besitze noch, wenn er es besäße, zu dem beabsichtigten Zweck aus der Hand geben werde. Dagegen versicherte er dem in Todesangst vor ihm zusammenbrechenden Mädchen, daß er Lothar's Ausscheidung aus dem Orden und seine Freilassung beim Pater Provinzial betreiben werde, und zwar heute noch. Mit welchem Erfolg -- bleibe freilich dahingestellt; doch hoffe er gerade bei dieser Angelegenheit das beste Gelingen, dazu habe er gute Gründe.

So kehrte denn das treue, von dem Märtyrerthum einer seltenen Liebe geadelte Mädchen aus einer schauerlichen Waldeinsamkeit in die andere hoff-

nungsreicher und hoffnungsärmer, als sie gekommen, zurück und keine entnüchternde Sehnsucht nach den bunten Freuden der Welt, die sie verlassen, durchkreuzte ihre keusche Phantasie, ihre hingebende Liebe für einen Mann, der ihrer kaum mehr gedachte.

Fünftes Capitel.

Befreiung.

Motto: Wir woll'n das Wort nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich.

Max von Schenkendorf.

Und doch ein lindes, leises Liebesthauen
Bebt heimlich nieder durch das dunkle Grauen.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pater Jouven konnte den Tag nach seinem letzten Besuche in der Felsenmühle, die sogenannte Jesuitenscheune, nicht verlassen. Man wußte ihn auf alle Weise zu beschäftigen und fest zu halten — er fühlte sich beobachtet, gehemmt auf Schritt und Tritt. So auch den zweiten Tag, wo er zu sonst ungewöhnlicher Beschäftigung im Seminar verwendet wurde, und nun stieg seine Angst um Lothar auf das Höchste. Er ließ am Morgen des dritten Tages, als ihm eine umfangreiche Arbeit in der

Bibliothek aufgetragen wurde, in dringlichster Angelegenheit um eine Audienz beim Pater Provinzial bitten. Sie wurde ihm bereitwillig gewährt, denn sie war als letztes Mittel, den Trotz des Gefangenen zu brechen, schon längst gewünscht worden. Hätte freilich Pater Jouven ahnen können, welcher Auftritt Tags zuvor in der Zelle des Provinzials stattgefunden, er hätte seine bange Ungeduld um den Freund noch einige Tage gezügelt.

Der von allen älteren Professen im Jesuitencollegium gekannte und theilweis, wie es schien, auch gefürchtete Pater Klausner aus der St. Magdalenen-Eremitage war plötzlich im Pallast der Jünger Loyola's erschienen und hatte den Pater Provinzial zu sprechen verlangt. Der junge Profeß, welcher die Meldung seinem Vorgesetzten überbrachte, wollte ein merkliches Erblassen in den sonst so eisernen Zügen des Pater Bonifaz bemerkt haben; doch wurde der Klausner sofort empfangen.

Der Besuch dauerte lange. Mehr als eine Stunde verging und doch konnte der ängstlich im Corridor lauschende Profeß keinen Athemzug, viel weniger nur einen Laut vernehmen, der darauf hätte schließen lassen, daß drinnen zwei Menschen

ein vermuthlich nichts weniger als unwichtiges Zwiegespräch gepflogen hätten.

Der Provinzial, sowie der Einsiedler ihn verlassen, schloß sich für den Rest des Tages in seine Zelle, fastete und verließ diese Zelle nur, um bis gegen Mitternacht im Geißelungssaal zu bleiben. Allein am folgenden Tage ganz um dieselbe Stunde wie gestern erschien der Pater Klausner wieder in der Zelle des Provinzials, und zwar gerade in dem nämlichen Augenblicke, als Pater Jouven der erhaltenen Erlaubniß zufolge den schweren und doch so heiß ersehnten Gang zu seinem eingekerkerten Freunde antrat.

Allein nicht, wie er erwartet, in die leichten Büßerzellen ähnlichen Gefängnisse Trepp' auf ging der Weg, welchen der Bruder Gefängnißwärter ihn führte, sondern wiederum dieselbe Treppe nach den düstern und feuchten Kellergewölben, wie früher, stiegen sie hinab.

Pater Cölestin habe diesen Kerker nicht verlassen wollen, war die Antwort seines Führers, als er in wohlberechneter Wendung die Frage aufwarf, warum der Gefangene nicht in das vom Pater

Provinzial ihm angewiesene Thurmgefängniß gebracht worden sei.

Die Riegel klirrten, die Schlößer sprangen auf, eine dumpfige Moderluft strömte dem Eintretenden entgegen. Pater Jouven trat ein, die Thür schloß sich hinter den Freunden.

Keine Antwort erfolgte, als Pater Jouven den Gefangenen erst bei seinem geistlichen, dann in steigender Angst bei seinem weltlichen Namen rief. „Eine furchtbare Luft," heißt es in jener von Warrenberg dem Herausgeber in die Feder diktirten Broschüre, „eine furchtbare Luft herrschte in diesem Schreckensaufenthalt, den der Unglückliche mit Ungeziefer aller Art theilte. Nur ein spärliches Halbdunkel ward durch einzelne Mauerritzen und durch die Thürspalten hervorgebracht. Das Wasser troff von den Wänden herab. Nur eine dicke Leinwand diente dem Gefangenen zur Decke und auf einer gleichen, die über Stroh gebreitet war, lag Pater Cölestin. Neben ihm auf dem kaltfeuchten Erdboden stand ein Krug abgestandenen Wassers. Der blühend kräftige Jüngling war zu einem Gerippe abgemagert. Ein ungeheuer verwahrloster Bart floß ihm bis auf die Brust herab, und das sonst so

schöne, von durchgeistigter Jugendfrische strahlende Antlitz war bis zur Unkenntlichkeit entstellt; v. W. stand tief erschüttert an dem Lager seines in todtenähnlicher Ohnmacht dahin gestreckten Freundes und weinte. Obschon selbst Jesuit, begann von dieser Stunde an sein tiefer unauslöschlicher Haß gegen eine Gesellschaft, die sich nach dem Stifter der Religion der Liebe nennt. Dieser Haß hat ihm namenlose Verfolgungen zugezogen, er hat seinen Austritt aus dem Orden und seine endliche Flucht in einen andern Welttheil herbeigeführt. Und dennoch kannte v. W. damals noch bei weitem nicht die ganze Ausdehnung der ungeheuern Frevel, denen Baron B. und seine Geliebte zum Opfer gefallen waren."

Endlich erwachte Pater Cölestin aus der dumpfen Betäubung, die sein Freund beim ersten Anblick für Tod genommen. Er erkannte den längst ersehnten Gefährten glücklicherer Tage auf den ersten Blick und reichte ihm mit wehmüthig glücklichem Lächeln die Hand. Allein es währte lange, ehe der zum Tod Erschöpfte seine Kräfte soweit zu sammeln vermochte, um sprechen und den vom höchsten

Verzweiflungsschmerz danieder gebeugten Freund mit Worten des Trostes aufrichten zu können.

Und sie kamen in der That aus aufrichtigem, wenn auch von Todessehnsucht zu einer unnatürlich krankhaften Resignation gedrängten Herzen, diese Trostgründe des in seiner christlichen Ergebung so heldenmüthigen Dulders. Er mischte — wie alle dem Tode mit Cölestin's Freudigkeit entgegeneilende Kranke — Wahrheit und Traumdichtung durcheinander, erzählte mit leuchtenden Augen von Doris himmlischer Erscheinung und von dem seiner nun wartenden Glücke: mit der Geliebten vereint die Gefilde der Seligen bewohnen zu dürfen. „Ein ewiger Frühling der Natur und ein ewiger Frühling der Liebe," lispelte er schon halb verklärt, „ein Frühling, den keine Erinnerung an die irdischen Trübungen sinnlicher Leidenschaft entnüchtert, das ist ja das hienieden ewig unerreichbare Ziel der sterblichen Menschennatur, die ihre unerfüllten Ideale sich voran in den Himmel entschweben sieht. Ich Glückseliger habe dies schöne Ziel nun erreicht, und nur, daß ich Dich noch zurücklassen muß, in diesem zeitweiligen Asyle des Kampfes und des

Jammers, das macht mir das Herz vor Bangigkeit um Deine Zukunft schwer."

Warrenberg kämpfte seinen fast wahnsinnigen Schmerz mit heldenmüthiger Kraft in sein innerstes Leben zurück und zeigte dem scheidenden Freunde nur seine unendliche Liebe, nicht aber die wilde Verzweiflung, die in ihm tobte. Er fragte nach seinem Vermächtniß, nach einem letzten möglicherweise von ihm zu erfüllenden Willen. Cölestin deutete nach dem Orte, wo unter einem leicht zu verschiebenden Steine noch einige beschriebene Blätter sich vorfinden würden, und ergänzte so manches dem Papiere nicht Anvertraute mündlich. Dann ließ er sich bei ihrer Freundschaft und bei dem Erlösungstode des Herrn von Pater Jouven das Gelübde ablegen, Alles versuchen zu wollen und namentlich den Weg der Flucht nicht zu scheuen, um aus dem Orden scheiden zu können. Als Pater Jouven in Uebereinstimmung mit seinen eigenen Wünschen dieses heilige Versprechen gegeben, breitete sich ein fast überirdischer Ausdruck von Zufriedenheit über das edle bleiche Antlitz des Gefangenen. Er schwieg wie von einer großen Angst befreit und sammelte, wie es schien, seine letzten Kräfte, um vielleicht

weiter sprechen und über die Verwirklichung seines innigsten Wunsches mit dem Freunde sich berathen zu können.

Diesen Zeitpunkt benutzte Warrenberg zu Erfüllung einer Pflicht, die ihm je mahnender auf dem Herzen lag, je schwerer ihre Erfüllung in diesem ernsten Augenblicke ihm wurde. Er erzählte dem Freunde von Henrietten, von ihrer aufopfernden resignirenden Liebe, von ihrer freudelosen Zukunft, die, wie dieselbe sich auch gestalten möge, in der Erinnerung an diese ihre erste und unerwiederte Liebe den Keim der Vergiftung für alle Daseinsfreuden in sich aufgenommen habe.

Cölestin hatte der Erzählung des Freundes ein zwar aufmerksames Ohr geliehen, doch vermißte Pater Jouven zu seinem höchsten Befremden die Kundgebung jener innigen Theilnahme an dem Unglücke des interessanten Mädchens, wie sie doch ihm, dem Unbetheiligten, dem Ungeliebten wenigstens, inne wohnte.

„Du feiner Frauenkenner hast dieses junge Mädchen nicht durchschaut?“ lächelte der Kranke, gutmüthig spottend. „Es soll eine Gattung weiblicher Individualitäten geben, so erzählte mir die Fürstin,

meine bis zum Tod geliebte und verehrte Pflegemutter, einst in einer traulichen Plauderstunde, Frauen, die niemals und unter keinem Verhältnisse des Lebens glücklich zu sein vermögen, außer im Unglück. Eine solche durch Erziehung und persönliche Anlage zu einer unheilvollen Originalität treibhausartig emporgetriebene Natur ist Henriette. Schon von ihrer frühesten Kindheit an reizte nur das Ungewöhnliche, das der Ordnung der Dinge zuwider Laufende ihre Einbildungskraft und ihr Begehrungsvermögen, und trieb sie auf die abenteuerliche Kunstlaufbahn, welche sie besser vielleicht niemals betreten. Wenn sie mit fröhlichen Kindern spielen sollte, ging sie in irgend ein dunkles abgelegenes Zimmer und las oder weinte. Wenn Sturm und Regen oder glühende Mittaghitze Jedermann in den Schutz der vier Wände bannte, lief sie stundenlang im Walde oder auf einem abgelegenen Spaziergange umher, und so trieb sie es in allen Dingen. Der geliebteste hingebendste Mann würde sie für die Dauer zu beglücken nicht im Stande sein, wenn er es nicht verstünde, ihr zugleich Thränen zu erpressen, und eben so gewiß ist es, daß — hätte ich jemals von Liebe zu ihr gesprochen — das Steinbild des heiligen Wendelin vor ihrem elterlichen

Hause dem Herzen des Mädchens wärmere Empfindungen eingeflößt haben würde, als ich, der nur aus Unerreichbarkeit Geliebte. Grüße sie von mir mit dem letzten Gruße des Bruders und sage ihr — doch nein — für Frauen und Mädchen wie Henriette — behält das Irdische mit seiner ewigen Qual und seinem fruchtlosen Streben und Ringen doch eine Zeit lang seine volle Berechtigung. Doris und Henriette sind zu denken, wie der Engel mit der Friedenspalme, der versöhnend durch die Welt geht, und wie der farbenschimmernde Regenbogen, der zwar durch sinnliche Wahrnehmung, aber nicht destoweniger von Gottes Herrlichkeit und Gottes Güte, wenn auch in leicht vergänglicher Sprache erzählt. —

Und wenn wir es recht bedenken, lieber Alphons, so liegt hinter der scheinbaren Demuth und Resignation der Verachtung des Irdischen eben der sträflichste Hochmuth der Menschennatur verborgen.

Sind doch das Weltliche und das Irdische zwei so verschiedene Dinge wie Kirche und Religion. Das Irdische, das Gott in seiner Liebe und Weisheit so schön geschaffen, mit vornehmer Geringschätzung verschmähen, es verachten und ver-

werfen zu wollen, scheint mir jetzt strafbare Ueberhebung und Undankbarkeit gegen den Schöpfer. — Jetzt laß' mich eine Weile ruhen, denn ich bin des Sprechens entwöhnt und es gibt fast nur noch zum Sterben ein wenig Athem in dieser kranken Brust. Laß' meine Hand noch einmal in der Deinen ruhen, Du treuer schwergeprüfter Freund, vielleicht, daß ich ein wenig schlummern kann."

O möchte sein Todesengel ihn so und jetzt hinüberführen in das schöne Land der Verheißung, von dem er so gläubig träumt! seufzte Pater Jouven im stummen innerlichen Gebet, als Lothar — es war schwer zu unterscheiden, ob von Ohnmacht oder Schlaf umfangen — vor ihm auf dem ärmlichen Lager dahin gestreckt lag.

Aber noch eine schwere Stunde der Prüfung war dem Jüngling aufgespart, der aus allen Versuchungen seiner heißesten Leidenschaft — des Ehrgeizes — als Sieger hervorgegangen war, jenes Ehrgeizes, der an die Stelle unbefriedigten Wissensdurstes getreten, mit wahrhaft dämonischer Macht von des Jünglings ganzem Seelenleben Besitz genommen. Die Liebe allein, eine reine edle, dem Wesen der Gottheit entstammte Liebe konnte, so

lange ihre Beseligung dauerte, den Stürmen gebieten, welche unter den Verhältnissen, in die sein Mißgeschick Lothar gebracht, bei seinem männlich festen Charakter, bei seinem unbeugsamen Willen für das Rechte, nothwendig in jener Selbstvernichtung enden mußten, die der höchste Ausfluß der Sittlichkeit ist. Der hier auf elendem Lager im feuchten dumpfigen Kerker langsam dahin sterbende Kämpfer für seine Ueberzeugung hätte ja nur wollen dürfen, um mit Ansehen und Macht überhäuft, dem Gipfelpunkt seiner Wünsche von Stufe zu Stufe zuschreitend leben zu können. Er hätte nur wollen dürfen, um den so lange vergebens nachgestrebten Lebenszweck nun endlich doch erreicht zu haben. Allein er starb lieber auf dem verfaulten Stroh, das seinen brennenden Kopf wahrlich nicht sybaritisch bettete, als den Schritt zu thun, für dessen gewünschten Erfolg doch seine und seiner engelreinen Doris Kirche die vollgiltigste Absolution nicht allein, sondern auch Anerkennung und Ehre vollauf gespendet haben würde. Da war also wiederum ein Fall, wo die höhere Berechtigung der innern Ueberzeugung gegen das von außen her aufgedrungene Kirchengesetz, wo die Freiheit des selbstständigen

Geistes gegen die priesterliche Bevormundung sieg=reich sich geltend machte, ein Fall, wo das rein Menschliche das kirchlich Doktrinaire, wo die gesunde Natur des innern Rechtsgefühls die künstliche Com=bination von Recht und Unrecht danieder beugte, wie David den stolzen Goliath. —

Cölestin mochte vielleicht kaum eine halbe Stunde geschlummert oder von seinen beglückenden Visionen umfangen träumend geruht haben, als die Riegel und Schlößer des Gefängnisses abermals klirrten, und eine Pater Jouven sowohl als auch dem Ge=fangenen ganz unerwartete Erscheinung auf der obersten Stufe sich zeigte. Der Pater Provinzial schritt langsam und zögernd, gleichsam nur mit Widerstreben einer höhern Macht gehorchend, die Treppe herab auf Cölestins Lagerstätte zu. Sprach=los schauten Beide, der Gefangene und der Ver=treter des starren Prinzips, dem jener Unglückliche zum Opfer gefallen, einander Aug' in Auge und Pater Jouven schwelgte gleichsam in der Wahrneh=mung, daß sein Vorgesetzter dem Lager des hinge=opferten Freundes nicht so weit sich zu nähern wagte, daß Jener ihn mit der Hand hätte erreichen können.

Endlich brach Cölestin zuerst das dumpfe bedeutungsvolle Schweigen. Er ermuthigte den Provinzial näher zu treten und betheuerte, daß er, an den Pforten des Jenseits stehend, mit einem Herzen voll Versöhnung Aller derer gedenken werde, die er in dieser Zeitlichkeit zurücklasse.

Ein Zeichen mit der Hand entfernte Pater Jouven, so wie Cölestin zu sprechen begann, aus dem Gefängniß. Dann näherte sich Pater Bonifaz immer noch schweigend und wie es schien mit einem schweren Entschlusse kämpfend der Leidensstätte des heldenmüthigen Dulders.

„Ich komme nicht mehr als Vorgesetzter, mein Pater Cölestin," begann der Provinzial endlich zu sprechen. „Als Freund und Berather zwar, doch namentlich und vor allen Dingen als Abgesandter unsers Ordensgenerals stehe ich vor Ihnen und verkündige Ihnen die Freiheit unter der Bedingung des Ausscheidens aus dem Orden. Sie sind untüchtig befunden worden, ein wahrer Jünger des heiligen Loyola, ein Streiter für unsere erhabene Kirche dergestalt zu sein, daß neben dem Ruhm und der größern Verbreitung dieser hochgelobten Mutterkirche kein anderer Gedanke an weltliche Rücksichten auf-

kommen darf. Eines aber, — mein abirrender Bruder in Christo — Eines thut Noth, Ihnen in die Seele zurückzurufen: Das Gelübde unverbrüchlichen Schweigens, um es in seiner vollen Kraft zu erhalten: die vom Ordensgeneral Ihnen für die Dauer Ihres ganzen Lebens zur Pflicht gemachte Wiederholung des fünften Exercitiums *). Der Mensch an und für sich, und namentlich der aus Gott geweihter Einsamkeit in das Weltleben zurückkehrende Mensch ist viel zu tief an die Weltlichkeit dahin gegeben, als daß nicht ohne Meditation auch des stärksten Willens Kraft und mit ihm seiner Seele Heil zu Grunde gehen sollte. Stärkere Schnitte müssen diese lüsternen Bande lösen; der Blick des Uebenden muß über das Grab in die furchtbare Nähe des ewigen Richters gehen; die Seele muß, — mag sie wollen oder nicht — durch die Wüste der Ewigkeit. Sie aber, mein armer Pater Cölestin, müssen, um der Wiedervereinigung mit Ihrer verklärten Himmelsbraut theilhaftig zu werden, — sei es nun als Klosterbruder, sei es als weltlich Büßender — so lange es Gott gefällt, diese irdische Büßungszeit zu verlängern, als

*) Die Betrachtung über die Hölle.

Uebender für den Eintritt in die ewige Heimath sich betrachten. Die Gefahr aber und die Schrecken, welche uns am sichersten drohen, in das Auge zu fassen, ist der alleinige Weg sie zu vermeiden. Unermüdlich im gemessenen Ablauf der Stunden, — Tag und Nacht — schreite die Meditation, den Geist tief hinab durch Tod und Gericht zur Hölle führend, in ihrer unabweisbaren Nothwendigkeit fort. Unser Geist schaue und greife diese Hölle mit sinnlichem Auge. Wider Willen weide er sich an ihren Qualen, damit ihn, wenn die Vergessenheit der göttlichen Liebe ihn erfassen sollte, die Furcht vor der Höllenstrafe den abtrünnigen Sinn bändige.*) Warum schließen Sie die Augen, mein Pater, vor dem Bilde der Wahrheit und Nothwendigkeit, das ich Ihnen da mit meiner schwachen Beredsamkeit aufgerollt?"

Es scheint eine Ohnmacht, sprach der geistliche Zelot näher noch zu Cölestins Lager tretend leise vor sich hin, und ich gab mein Wort, ihn hier nicht sterben zu lassen.

Der Gefangene kehrte auch bald zum Bewußt-

---

*) Eigene Worte des Jesuiten Buß über das fünfte Exercitium. „Die Gesellschaft Jesu." Mainz 1853.

sein zurück, und lehnte nun seiner Seits das Anerbieten des Provinzials, ihm eine reinliche bequeme Wohnung anweisen, und einen Arzt schicken zu wollen, mit ruhiger Festigkeit ab. Er fühle, versicherte er voll heiterer Zufriedenheit, den Tod an seinem Herzen und wolle in diesem Kerker, der seine Leiden, aber auch seine geistige Erlösung gesehen, den ersehnten Befreier freudigen Herzens erwarten. Der einzige Wunsch für die wenigen Tage, welche er noch zu leben habe, erstrecke sich auf die Gesellschaft seines Freundes in der Eigenschaft eines Beichtvaters.

„Und haben Sie," fuhr Pater Bonifaz nach einer Pause gegenseitigen Schweigens in seiner Rede fort, „haben Sie mit christlicher Glaubensfreudigkeit und Glaubensmuth allen Ihren Feinden verziehen?"

„So wahr ich selbst auf die Vergebung meiner Sünden durch Gottes und meines Erlösers Gnade hoffe," war Cölestins Antwort.

„Mich bindet ein Gelübde, Ihnen über den Tod Ihrer früheren Verlobten eine Mittheilung zu machen, der Ihre moralische Kraft vielleicht doch noch unterliegt," nahm der Provinzial wieder das

Wort. „Prüfen Sie sich noch einmal, ob Sie so gänzlich Herr Ihrer Leidenschaft sind, daß Sie nach Anhörung der vollen Wahrheit, die ich Ihnen geben werde, mit einem von unchristlichem Groll freien Herzen vor Gottes Richterstuhl treten möchten."

Und nun begann der Provinzial eine Erzählung, die mit der feurigen Beredtsamkeit jesuitischer Sophismen den Tod der lieblichen Doris ganz unverhehlt als Nothwendigkeit für einen höheren Zweck, zwar nicht beabsichtigt, sondern als göttliche Fügung, die dem beabsichtigten Klostergelübde vorgegriffen, proklamirte.

„Um Sie dem Orden zu gewinnen, um diesen regen Feuergeist, der nach Gottes ewigen Rathschluß Ihre sterbliche Hülle belebt, für unsere heiligen Zwecke verwenden zu können," erklärte Pater Bonifaz schließlich, „war das Leben einer ohnedieß mehr für den Himmel als für die Erde erblühten Mädchenblume wahrlich nicht zu kostbar. Ihre Seele, die dem himmlischen Bräutigam inniger sich erschlossen, als dem irdischen, den sie freudigen Herzens jenem geopfert, ihre reine jungfräuliche Seele ist den unendlichen Freuden des Jenseits gerettet und ist der endlosen Qual des Gedankens, einen

Sterblichen mehr zu lieben, als ihren Erlöser, durch den freundlichen Todesengel enthoben worden. Nicht gegen jene holde, glückselige Büßerin verdient das Verfahren des Ordens ein grausames genannt zu werden, denn sie hat geliebt mit der aufopfernden Liebe einer reinen Jungfrau und ist gestorben für den Erwählten ihres Herzens, dessen glückliche und beglückende Gattin, wie dieses seltene Mädchen nun einmal war, sie niemals hätte werden können. Auch Sie, lieber Cölestin, mußten erst durch diese Liebe zu einem so reinen Wesen, als Ihre Verlobte es war, geläutert, Sie mußten durch die zeitliche Trennung von ihr mit Sehnsucht nach der ewigen Vereinigung erfüllt werden. Sie waren, ehe Doris' Liebe den Geist unchristlichen Zweifels aus Ihrem Herzen gebannt, ein schönes, krystallnes Gefäß voll heidnischen Wahnes, das erst von Unrath gesäubert und zur Fassung des ewigen Manna, das wir hinein fließen zu lassen hofften, würdig vorbereitet werden mußte. Doris von Hartenstedt würde, wenn der Rathschluß des Ewigen nicht anders darüber beschlossen, in dem Kloster der Elisabethinerinnen für Ihre Befreiung von ungläubiger Zweifelsucht und für Ihren Sieg als Streiter unser heiligen Kirche-

voll demüthig frommen Herzens gebetet haben, das hatte ihre keusche Lippe gelobt."

Ein geller Aufschrei der Verzweiflung unterbrach die wahrscheinlich unfreiwillige Beichte des Jesuiten. Cölestin verbarg, weinend wie ein Kind, sein Gesicht in beide Hände und überließ sich dem ganzen Schmerze der Erinnerung und namentlich dem Schmerze des Gedankens, daß er Doris schon verloren, daß ihr Herz ihm schon abgekehrt gewesen, noch ehe der Todesengel mit seiner kalten Lippe sie berührt. Plötzlich aber versiegten seine Thränen. Eine ungewöhnliche, bei der körperlichen Siechheit des Jünglings wahrhaft dämonische Kraft kehrte in sein Auge zurück. Er erhob sich von dem feuchten Lager, und stand riesengroß vor dem erbleichenden Priester. Dann rief er, die Hand wie beschwörend vor sich hinstreckend, auf den Provinzial, auf den ganzen Orden und den weltbeherrschenden Zweck des Jesuitismus den schwersten Zorn und die ewige Rache Gottes herab.

„Und mit diesem Herzen voll höllischer Rachsucht wollen Sie sterben?" rief Pater Bonifaz, wie es schien mehr von Cölestin's augenblicklicher Aufregung, als von den heraufbeschworenen Phantomen des Unglücklichen geängstigt. „Ist das die

christliche Versöhnlichkeit, womit Sie Ihren Feinden verzeihen? — Ist das die Vorbereitung auf das Jenseits, an dessen Schwelle eine zur Heiligen verklärte Dulderin Sie erwartet? — Dem Lichte steht als Gegensatz die Finsterniß, dem Himmel die Hölle zur Seite, und wohin der Fluch, der eine zum Tode erbleichende Lippe entweiht, führen muß, das sage Ihnen Ihr eigenes Gewissen."

Lothar näherte sich, als Jener schwieg, mit festem Schritte seinem Vorgesetzen. Er reichte ihm die Hand und sprach mit klarer von keiner Bebung erschütterten Stimme:

„Ich verzeihe Ihnen wie Allen, die meine Feinde waren oder es noch sind. So lange mir Gott das Leben noch fristen wird, will ich zu ihm beten, daß er Ihr Herz auf den Weg der Wahrheit und besserer Erkenntniß leite, damit die Stunde des Todes Ihnen keine schreckhafte sei."

Der Provinzial verließ ohne ein Wort der Erwiederung und mit der Hast eines vor Gespenstern Fliehenden das Gefängniß. Gleich nach seiner Entfernung kehrte Pater Jouven zu dem Freunde zurück, dessen letzte Beichte die Unterredung mit dem Provinzial zum Gegenstand hatte. Kaum aber war

sie beendigt, so sank Lothar, vom Hauche des Todes berührt, in die Arme seines Freundes.

Noch einige unzusammenhängende Worte starben mit ihm auf der erbleichenden Lippe, Worte und Namen, die auf das Schauen einer jener glänzenden Visionen schließen ließen, wie sie von Doris himmlischer Erscheinung verklärt, während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft, das Glück des hingeopferten Jünglings gewesen waren.

„Noch befand sich v. W." so lautet der Schluß jener Broschüre, die dem vorliegenden Romane zum Grunde gelegt ist, „noch befand sich v. W. in der Gefängnißzelle des dahingeschiedenen Freundes, als ihn ein Bote zum Pater Provinzial beschied. Dieser schien es zu bereuen, dem jungen Profeß die Erlaubniß zum Besuche des Gefangenen ertheilt zu haben, da er mit Recht Cölestin's vollständige Beichte fürchten mußte. Allein vergebens forschte Pater Bonifaz, ob seine Furcht gegründet und die kurze Zeit des Beisammenseins der Freunde schon die verderbliche Frucht einer gefährlichen Entdeckung gezeitigt haben

möge. v. W. war an Lothar's Sterbebett zum entschlossenen, die Waffen der Verstellung mit Meisterhand führenden Manne gereift. Er täuschte den greisen Provinzial so gewandt und sicher, daß dieser wie ein rathloses Kind dem erst dreißigjährigen Jüngling gegenüber stand.

„Allein von diesem Tage an war W. Pater Bonifaz' heimlicher und endlich sein offener Gegner und nur der Schwachheit eines leicht bethörten Menschen war es später zuzuschreiben, daß das Collegium in F. eine drohende Katastrophe überstand, die das gewaltige Gebäude des Jesuitenordens in seinen untersten Grundfesten erschüttert haben würde. Das Mißlingen derselben trieb den Pater v. W. mit mehreren andern Verschworenen nach Amerika."

Der Gegner eines so mächtigen Feindes, als der vielvermögende Provinzial des Freiburger Jesuitencollegiums es natürlich sein mußte, bedurfte aber doch auch so ungewöhnlicher als namentlich unsichtbarer Waffen, und woher diese dem armen unbedeutenden Pater Jouven möchten in die Hände gespielt worden sein, blieb Allen ein Räthsel, welche den Riesenkampf, den der junge Profeß unternahm, zu be-

obachten Gelegenheit gehabt. Den Spionen jenes düstern stolzen Palastes, wo dem Moloch des starren Gehorsams so mancher kräftige Geist zum Opfer gefallen, den Spionen des Jesuitencollegiums war aber doch ein kurzes Zwiegespräch im Düster eines naßkalten Herbstabends auf der kleinen hölzernen Brücke, welche über die Wasserleitung hinweg führend das Pensionat mit dem Erziehungshause in Verbindung bringt, ein kurzes aber in seinen Folgen inhaltschweres Zwiegespräch des Pater Jouven mit dem Pater Klausner der Magdalenen=Eremitage, damit aber jedenfalls der Schlüßel des Geheimnisses verloren gegangen, welches den Provinzial in die Hände eines furchtbaren, jedem etwaigen Vergiftungsversuche unzugänglichen Feindes gab. Es scheint dieses wunderbare, von dem Einsiedler dem Pater Jouven mitgetheilte Geheimniß von diesem zum Sturze des Provinzials auch benutzt, ganz zuverläßig jedoch ohne irgend welche Mittheilung mit hinüber in die neue Heimath genommen worden zu sein. Ein dunkles Gerücht, das sich 1848 bei dem Erscheinen des Tagebuchs eines Luzerner Jesuiten unter den Mitwissenden jener Freiburger Ereignisse verbreitete, daß nämlich eine theil=

weise Vergangenheit des Pater Bonifaz unter veränderten Namen und Jahreszahlen von Pater Jouven dort niedergelegt worden sei, dieses flüsternd umlaufende Gerücht hat wenigstens von Warrenberg selbst keine weitere Bestätigung gefunden.

Sechstes Capitel.

Nur eine Tänzerin.

Die Erdenwelt ist eitel Schein
  Und Thoren nur sie loben;
Ob Glück Dir lacht, ob Thränen Dein,
  Trug ist die Freude, Trug die Pein,
Und Wahrheit nur dort oben!

So wandern wir durch's Jammerthal,
  Von Stürmen wild umschnoben,
Des Geistes Blitz, des Wissens Strahl
  Beleuchten nur die Erdenqual —
Und Ruh' ist nut dort oben!

Th. Moore's „Heilige Gesänge."

Vor dem Rathhause, auf einem ohnedieß durch die alte Zähringer Burg geschichtlichen Boden, befindet sich noch eine der schönsten, die großherzige Einfachheit schweizerischer Empfindungsweise in wenigen Erinnerungssagen charakterisirende Zierde der Stadt, eine alte prächtige Linde. Sie wurde — so

lautet die Ueberlieferung, — 1476 zum Gedächtniß an die Murtner Schlacht gepflanzt, und wird als stummer Zeuge eines der schönsten Siege, die Freiburg gefeiert, in frommer Dankbarkeit gegen den Lenker aller Völkerkämpfe verehrt. Nach der Schlacht bei Murten — so berichtet die Freiburger Chronik — kam ein junger Schweizer mit Blut und Staub bedeckt in die Stadt und seine keuchende Brust hatte, ehe er besinnungslos zu Boden stürzte, nur noch so viel Athem, das glückselige Wort „Sieg" auszusprechen. Den grünen Lindenzweig, den er von weitem schon über seinem Haupte geschwenkt, pflanzte man, so wie er der Hand des zum Tode erschöpften Jünglings entfallen, auf heimathlichen Boden und aus jenem Zweige erwuchs die so viele Generationen überdauernde Linde, unter deren breitem Geäst gar manche das allgemeine Wohl und die höchsten Interessen der Stadt oder des Vaterlandes besprechende Versammlung schweizerischer Männer zusammengetreten ist. Diese Linde — so erzählt die Chronik ferner — ist ein so hoch gehaltener Gegenstand allgemeiner Verehrung, daß bei einer großen Feuersbrunst im sechszehnten Jahrhundert die Freiburger ihre Häuser brennen ließen, und sich wi-

auf Commando um die Linde zu Rettung jenes schweizerischen Ruhmes schaarten. Jedes Kind kennt und erzählt Euch von dem stolzen Tage, da ihre Wurzel in die Erde gesenkt ward, und Mann wie Greis ehren in ihr nicht allein das so schön gediehene Denkmal der Nationalehre, sondern auch — den Regulator der wechselnden Jahreszeiten. Kein Freiburger legt die winterliche Kleidung ab, bis das prächtige Gezweig der Linde nicht mit dem jungen Grün des Frühlings sich schmückt, und mit ihren sinkenden Blättern ist Freiburgs Einwohnerschaft auch ihrer sommerlichen Gewänder wieder entkleidet.

So war es von je her und so war es auch heute noch, als unter den erst wieder knospenden Zweigen des stattlichen Baumes, die Vorübergehenden kaum beachtend, ein junges Mädchen in schwarzwollenem Kleide nach deutschem Schnitt, das gesenkte Köpfchen mit einfachem Strohhute bedeckt, auf und ab ging. Sie schien irgend eine Nachricht, ein Rendezvous vielleicht, doch ein glückverheißendes wohl kaum, zu erwarten, denn die Frühlingssonne dieses schönen Tages spiegelte ihren Glanz [illegible] kein helles Auge.

Da trat eine weibliche Gestalt auf die harrende zu, deren Aeußeres ein seltsames Gemisch von Kloster- und Welttracht, doch die meiste Aehnlichkeit mit der Kleidung einer Ursulinerinnen-Novize hatte. Sie übergab der jungen Deutschen ein zusammengefaltetes Blatt und trat, damit sie ungestörter lesen könne, einige Schritte von ihr zurück.

„Versöhnt mit seinen Feinden," so las Henriette, die wir in der Trauernden wiederfinden, „versöhnt mit seinen Feinden starb Lothar. Will seine Schwester, will das treue, großmüthige Herz, das bis zum Tode des Geliebten über ihn sich selbst vergessen konnte, will sie einer Sterbenden, die sie einst Schwester genannt, den letzten Trost ihrer Verzeihung versagen? — Lothars Vermächtniß an Henriette ist Milde und Versöhnung. Tritt sein Erbe an, Du edle aufopfernde Seele, und laß' mich noch einmal Dich sehen und sprechen. Die Ueberbringerin dieser Zeilen wird Dich zu mir geleiten."

Henriette wandte sich, als sie das Blatt zusammengefaltet, nach der Fremden, die jetzt wieder näher trat. „Ist es weit von hier," fragte sie nicht ohne leise aufsteigendes Mißtrauen, „wohin ich Ihnen

folgen müßte, wenn ich (sie konnte das Wort „Schwester“ nicht über die Lippen bringen) wenn ich die Schreiberin dieser Zeilen finden wollte? —“

„Kaum hundert Schritte,“ lautete die Antwort, „da drüben in dem breiten drei Etagen hohen Hause mit dem Altan werden wir sie finden. —“

„Diesen Brief,“ fuhr Henriette nach einer kleinen Pause in ihrem Fragregister fort, „dessen feste Schriftzüge ich gar wohl kenne, schrieb keine Todtkranke; wozu also das frevelhafte Gaukelspiel mit dem letzten Ziele des Lebens, um mich zu einem Gange zu bestimmen, den ich gerade herausgesagt nur mit Widerstreben thue? —“

„Nicht eine Todtkranke, mein edles Fräulein,“ erwiederte die geistliche Schwester, „wohl aber eine der Welt und dem Leben Absterbende werden Sie finden. Morgen schon tritt Frau Wolfgang, wie sie sagt, um eine schwere Vergangenheit abzubüßen, in das Kloster der heiligen Ursula. Gott schenke ihr den Frieden, der jeder Seele Noth thut und der doch hienieden in dem Getümmel des Weltlebens so gar nicht erjagt werden kann. Zum Frieden aber bedarf es vor Allem der Versöhnung mit unsern

Feinden und der Verzeihung Derer, die wir gekränkt, sonst ist keine Mauer heilig und kein Grab tief genug, um eine frevelnde Vergangenheit darein zu versenken. Gewähren Sie die Bitte der armen Büßerin, damit Gott in Ihrer letzten Stunde die Erinnerung an die heutige als Trostengel an Ihr Lager senden kann."

„Eberhardine konnte, um mich zu sprechen, den geraden Weg wählen," wandte Henriette nur wenig noch schwankend ein. „Sie konnte zu mir kommen, konnte diesen Brief, den sie mir jetzt erst durch Sie übergeben läßt, mir sogleich schreiben, das hätte mein Vertrauen erweckt und wäre doch offenes Visir gewesen. Statt dessen erhalte ich ein geheimnißvolles Billet, das mich hierher bescheidet, um — den letzten Willen eines mir theuren Verstorbenen zu vernehmen; das ist ein grausames Spiel mit der offenen Wunde meines Herzens."

„O nicht doch, gnädiges Fräulein," besänftigte die Abgesandte Eberhardinens, „so wahrhaftig war es nicht gemeint. Das Vermächtniß eines edlen Todten ist ja eben Liebe und Verzeihung, Milde und Versöhnung, und dieses Erbe antreten zu wollen,

fleht ja Ihre unnglückliche Schwester auf ihren Knieen, wo ich sie die Hände ringend in mancher verzweiflungsvollen Stunde belauscht. Oft hat Frau Wolfgang, während Ihrer langen Krankheit, sobald nur der Weg in die verödete Mühle nicht geradezu lebensgefährlich war, Sie besucht, aber immer ist sie von der rauhen feindseligen Müllerin schnöde zurückgewiesen, einmal sogar für den Fall der Wiederkehr ungebührlich bedroht worden. Der derbe dummdreiste Müllerbursche hat dabei mit der Kette des zähnefletschenden Hundes gerasselt, und nun war es wohl Zeit davon zu bleiben."

„Ich wußte davon nichts," sprach Henriette wie mißbilligend vor sich hin, „kann mir aber wohl die rauhe Abwehr der Frau Gertrude erklären."

„Deshalb trug die Schwester auch gerechtes Bedenken," erläuterte die Fremde weiter, „ohne eine in solchem Falle erlaubte List ihr Anliegen um ein mündliches Besprechen dem Briefe anzuvertrauen, der doch wohl der gehässigen Müllerin nicht verborgen geblieben wäre."

„Gehen wir," sagte die Kosonell jetzt rasch

entschlossen, und folgte der sie geleitenden frommen Schwester.

Auf den Zug der Glocke öffnete sich die Thür des stattlichen, in den letzten Jahren erst und zwar in großartigem Style erbauten Hauses, das als Eigenthum einer bekannten Patrizierfamilie Freiburgs unter den modernen Bauten der Stadt einen nicht unbedeutenden Ruf einnahm. Henriette folgte ihrer Führerin über den Hausflur, die schöne breite Treppe und den langen Corridor entlang durch mehrere düster gehaltene Zimmer zu einem kleinen ovalen Salon, wo die muthmaßliche Novize, Laienschwester oder Kostgängerin des Ursulinerinnenklosters mit geistlichem Gruße und mit der Bemerkung sie verließ, Frau Wolfgang von ihrem Hiersein in Kenntniß setzen zu wollen. In dem Augenblicke aber, als die Thür — vielleicht mit einem im Nebenzimmer offen stehenden Fenster in Verbindung gebracht — einen ungewöhnlich starken Luftzug erregte, blähte sich ein grün seidener, ein lebensgroßes Bild verdeckender Vorhang und schlug den untern Saum über den Rahmen des Gemäldes. Henriette warf einen Blick nach dem Bilde und so schnell und flüchtig dieß auch geschah, so erkannte sie doch augenblicklich in dem

sprechend ähnlichen Porträt den Einsiedler in der St. Magdalenen-Eremitage. Nur mochte das Bild vor zehn bis zwölf Jahren vielleicht gemalt sein, um so viel jünger erschienen wenigstens dem Auge des jungen Mädchens die ernsten und doch so milden Züge jener edlen Gestalt, die in der eleganten Modekleidung des zweiten Decenniums, mit Stern und Ordensband decorirt, aus dem reich vergoldeten Rahmen herauszutreten schien.

Noch weilte Henriettens Blick voll innigster Theilnahme — ach er weilte mit aller Wehmuth der Erinnerung an die Stunde, als sie diesen Mann um Lothar's Rettung angefleht — auf dem Gemälde, als die entgegengesetzte Thür wiederum sich öffnete und Eberhardine in dem Gewande einer Büßerin, die hänfene Geißel am härenen Gürtel herabhängend, auf der Schwelle erschien.

Es war ein schwerer Augenblick des Wiedersehens für beide Schwestern, die seit jenem mysteriösen Feste im Hause der opfernden Götter sich niemals wieder begegnet. Eberhardinens Stolz, ihr von maßlosem Ehrgeiz erzeugter Frevelmuth war gebrochen wie ihre sonst so aufrechte Gestalt. Ihr schönes

dunkles Haar war mit glanzlosem Grau mehr als zur Hälfte gemischt, ihr herrischer Feuerblick erloschen. Henriette sah dieß Alles und empfand das ganze Chaos vielleicht unnennbarer Seelenleiden, die diese Gestalt gebeugt, diese Stirn mit Gram gefurcht. Sie maß nach dem eigenen Herzeleid der letzten Jahre den Kummer der Schwester, zu dem wohl vielleicht eine brennende Mahnung des Gewissens sich gesellen mochte, und wenn auch nicht ganz versöhnten, doch verzeihenden Herzens ging sie, beide Hände ihr entgegenstreckend, auf die Unglückliche zu.

Mit einem lauten Aufschrei sank Eberhardine zu den Füßen ihrer Schwester. Sie umklammerte ihre Kniee, schmiegte sich wie an das Heilung bewirkende Gewand einer Heiligen an Henriettens Kleider und erschöpfte sich in all' jenen überschwenglichen Kundgebungen des Schmerzes und der Reue, wie sie in den von Natur starren Gemüthern am verheerendsten dann hervorbrechen, wenn diese haltlose Schutzmauer verkehrten Eigenwillens endlich geborsten ist. In dem Herzen der bejammernswerthen Frau war es nun Tag — es war sonnenheller aber schrecklicher Tag geworden. Das Licht, das ihr gekommen, beschien

keinen Friedhof — nur eine Schädelstätte. Von ihrem eigenen Ich geängstigt, floh sie zu der Märtyrerin, die im höchsten Glanze weiblicher Schönheit, im Glanze der Liebe — der entsagenden und doch bis zum Grabe getreuen — der duldenden und verzeihenden Liebe vor ihr stand. Und diesem Glanze eines verklärenden Märtyrerthums — dieser heldenmüthigen Liebe, wie sie als Madonna für die Religion des Herzens das irdische Dasein mit den Polen der Unendlichkeit verknüpfend in ihrer irdischen Erscheinung nur in dem Weibe sich offenbart — dieser Ausstrahlung der Gottheit gegenüber fühlte sich Eberhardine als den finstern Dämon der Verneinung, des Zweifels, der Abläugnung des Idealen in der Zeitlichkeit.

Henriette faßte sich zuerst. Sie fand in ihrer natürlichen Gutherzigkeit von ihrem weiblichen Zartgefühl geleitet den rechten Weg der Annäherung an die im Grunde des Herzens ihr doch entfremdete Schwester.

„Laß' uns der Verzangenheit mit keinem Worte gedenken," sagte sie, die bleiche, wie vom Todeshauch berührte Frau vom Boden erhebend und sie

zum Sopha führend. „Wir wollen in dieser Scheidestunde, die vielleicht eine für's Leben sein kann, noch einmal Hand in Hand zusammensitzen wie Schwestern, die unter den Augen der Aeltern sich denken, und wollen von der Zukunft sprechen. Ueberlege Dir den Schritt, den Du thun willst, doch recht reiflich, denn ihn bereuen wäre schrecklich. Du bist nicht arm, Eberhardine. Du könntest in ländlicher Abgeschiedenheit mehr Segen um Dich verbreiten, mehr Thränen des Dankes ernten, als hier — hier hinter diesen Kerker- und Grabesmauern, die wie zum Hohne Gottes und seiner herrlichen Natur der eingeborenen Freiheit des Menschen spottend erbaut sind. Auch ich, — ach, es ist so schwer, mit blutenden Herzen von der Wunde zu schweigen, der es entquillt — auch ich meinte diese Gegend, wo ich sein Grab weiß, niemals verlassen, niemals meinen Schmerz so weit beherrschen zu können, um in die Welt, die mit ihrem gleichgiltigen Treiben mich anekelt, zurückzukehren, und doch reise ich schon in den nächsten Tagen nach Deutschland zurück, um den neuen Pflichten, die ich übernommen, nun auch, so viel es in meinen Kräften steht, zu genügen."

„Du willst Freiburg, willst mich, willst diesen Boden seiner Leiden und seines Heldensieges wirklich verlassen?“ fragte Eberhardine mit einem Ausdruck des Jammers, der durch das weiche Herz der Schwester schnitt. „Ich soll also nach Gottes ewigem Rathschluß als Buße meiner Sünden auch diese letzte Hoffnung noch begraben?“

„Diese letzte Hoffnung?“ wiederholte Henriette in fragendem Tone, „ich weiß nicht, was Du damit meinst.“

Es entstand eine Pause, da Eberhardine erst Muth zu schöpfen und nach den rechten Worten für das, was sie sagen wollte, zu suchen schien.

„Welche Pläne hast denn Du für Deine Zukunft?“ fragte sie dann statt der erbetenen Antwort zurück.

„Die Fürstin *** ist Witwe geworden und hat mir in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit ein Asyl eröffnet, das ich mit Dank angenommen. Für sie starb er. Ich kann meinem Dasein keinen edleren Zweck geben, als für die hohe, edle Frau, die ihm Mutter, Freundin und Schwester war, zu leben.“

„Das ist ein Irrthum Deines guten Herzens," nahm die Wolfgang, sowie Henriette schwieg, hastig das Wort. „Du bist nicht geschaffen, in höfischer Abhängigkeit, wenn auch von der Fürstin nicht, so doch von ihrem adeligen Hofstaate, zu vegetiren und einen Modeartikel des höheren Gesellschaftslebens, ein Mittelding zwischen Gesellschafterin und Domestike, einen Prunkaufsatz für die noblen Gesinnungen Deiner hohen Gönnerin abzugeben. Nennst Du das eine selbstständige Existenz?"

„Ach," sagte Henriette in tiefster Wehmuth, „ich werde mit der Fürstin von Lothar sprechen können, ich werde von ihm erzählen hören und meine Trauer getheilt sehen; welch' anderes Glück könnte ich denn in dieser ausgestorbenen Welt noch erwarten."

„Den Segen künftiger Generationen."

Die Kosonell lächelte bitter, fast verächtlich. Offenbar mißverstand sie ihre Schwester, was diese jedoch nicht zu bemerken schien.

„Der Hauptzweck des Ordens der heiligen Ursula ist die Heranbildung der weiblichen Jugend," fuhr Eberhardine in ihrer Rede fort, „und nun über-

lege ganz unparteiisch, welch' ein reicher Wirkungskreis sich Dir eröffnen könnte, wenn Du, abgekehrt von den täuschenden Freuden dieser Welt, wie Du es nun doch einmal bist, den Frieden dieser stillen, aber nicht in Müßiggang versumpfenden Einsamkeit mit uns theilen wolltest. O Henriette, ich wollte mehr als Deine Schwester, ich wollte Deine Dienerin, wollte die allezeit fertige Hand sein, die Deinen Wünschen die That folgen ließe, denn nur durch Dich, nur durch Sühnung meiner Schuld, soweit diese Sühnung möglich ist, kann die Ruhe in mein quälendes Gewissen zurückkehren — nur Du kannst die Brandwunde meiner Seele mit dem Balsam Deines Trostes kühlen."

„Du forderst das Unmögliche von mir," versetzte Henriette, die Schwester, die sich ihr wiederholt zu Füßen geworfen, in ihre Arme nehmend. „Habe Mitleid auch mit mir, wie mit Dir selbst, und gedenke der namenlosen Leiden, die ich hier erduldet. Ich kann in kein Kloster mich einschließen, und wenn ich es könnte, hier auf diesem unheilvollen Boden des Jesuitismus am wenigsten. Mir ist, als verhöhnte ich Gott mit dieser religiösen Ueberhebung über meine Mitmenschen, mit diesem Kastengeist, der

für seine Exklusiven mehr will als Beten und Arbeiten, weil er auch seinen Lohn dort jenseits danach abmißt. Soll ich anbetend oder heuchelnd unter dieselbe Hand mich beugen, die in Doris reines Leben das Kreuz des Märtyrerthums pflanzte und langsamer aber qualvoller den edlen Jüngling hinopferte, dessen Herz mit dem ihren verwachsen war? — Soll ich mich demüthigen, wo ich — Gott verzeih' es mir, aber ich kann nicht anders — wo ich verachte und der Hand fluche, die mit kraftlosem Segen auf meinem Haupte ruhen würde? Der Geist, der hier waltet, erschreckt mich, statt Frieden meinem gequälten Herzen zu bringen — ich bitte, laß' uns davon abbrechen."

„Entsetzlich, o entsetzlich!" jammerte Eberhardine die Hände ringend. „Ich kann Dich nicht widerlegen, ich kann nichts als Dir schwören, daß ohne Dich dieses gottgeweihte Asyl mir qualvoller als das Fegefeuer scheint und daß ich ihm doch nicht entfliehen kann, zöge auch ein Engel den Weg mir zeigend voran?"

„Armes Weib! — binden Dich denn schon Gelübde?"

„Mehr denn Eines, und die unverbrüchlichsten gab ich mir selbst und nahm Gottes Majestät zum Zeugen.“

„Darfst Du sprechen, so erleichtere Dein Herz und erkläre mir das mannigfach Dunkle in Deinem Leben. Vielleicht verfährst Du selbstquälerischer gegen Dich als Gottes unerschöpfliche Milde und Güte es von den Menschen verlangt.“

Die Unglückliche bewegte verneinend den Kopf. „Meine Zunge ist durch schreckliche Gelübde des Schweigens gebunden,“ sprach sie tonlos vor sich hin. Und wäre das auch nicht, ich würde durch meine Geständnisse vielleicht noch strafbarer in Deinen Augen erscheinen, als ich ohnedieß es bin. Mein erstes Unglück war die frühzeitige Verachtung der Männer, die in ihrer jetzigen Entartung diesen Namen nicht mehr verdienen; mein zweites — daß ich als Weib meine Bestimmung verfehlt, daß ich niemals eine liebende und geliebte Gattin, daß ich namentlich nicht Mutter war. Wohin mit dem heißen Drange des Herzens, das etwas doch mit aller Gluth der Seele, mit aller Begeisterung unserer schöpferischen Phantasie zu umfassen begehrte, wenn nicht an das

Herz eines Mannes, der diese Gluth der Empfindung, die er niemals theilt, doch wenigstens nicht verspott[e] — oder — zur Wiege des Kindes? — In die Hallen der Kunst oder — in das Wirrsal der Intrigue. Ich gehörte nicht zu jenen glücklichen Frauen, die im Nichts der schaalen Conversationsarbeit, die sie Freundschaft nennen, einen Ersatz für die Leerheit ihres Herzens finden, nicht zu jenen, die im geschäftigen Müßiggang der vergeudeten Zeit ein stilles Wohlbehagen emfinden, auch nicht zu jenen, die im stillen Dulden eine giltige Anweisung auf den Himmel dahin nehmen. Ich kämpfte gegen mein Mißgeschick wie der Schwimmer gegen den seinen Kräften überlegenen Strom, bis — die gewaltige Woge mich verschlang. Das Qu'en dira-t-on, jener erbärmliche Götze unserer Zeit, der das Weib zur Heuchlerin, den Mann zu einem muthlosen, den Lebensgenuß im Schlamm der Gemeinheit suchenden Feigling gemacht — dieser leblose Abgott, den die fanatische Eitelkeit der Menschen auf den Thron gesetzt, ward auch mein Richter. Ich beugte mich seinem Spruche und ward dafür in die Mysterien eingeweiht, durch welche seine Bekenner in den Schatten der Nacht sich zu entschädigen wissen."

„Laß' uns abbrechen Eberhardine," sprach Henriette rasch aufstehend. „Geschieden muß es denn doch sein, wenn Du mich nicht nach Deutschland begleiten kannst oder willst. Die Vergangenheit — ich flehe Dich um diese letzte Schwesterliebe — die Vergangenheit laß zwischen uns abgethan sein. Ich weiß nicht und will es nicht wissen, wieviel Du an Doris und Lothar gesündigt, aber was Du an mir verschuldet zu haben glaubst, das sei Dir verziehen aus vollem aufrichtigen Herzen, denn wir Alle bedürfen der Gnade und Verzeihung Gottes, an dessen Throne jetzt für ihre Feinde betend die beiden verklärten Seelen stehen. O Eberhardine, Du schmähest eine Welt und eine Gesellschaft, aus deren Schooße ein Mann wie Lothar und eine Jungfrau wie Doris von Hartenstedt zum Himmel aufgestiegen sind — wie könnte — —"

„Zum Himmel aufgestiegen sind — ja ja das ist es eben. Sie waren für diese Welt des Truges und der ehrgeizigen Stände zu gut — sie mußten sterben. Sterben wie Romeo und Julia, eh' ihre Liebe erlosch, sterben wie Desdemona, ehe ihr Auge sich über den schönen Irrthum geöffnet, daß sie die Bewunderung männlichen Heldenmuthes für Liebe

genommen, sterben wie Tasso und Carlos, ehe die Gemeinheit ihre Schatten auf das Edle geworfen. Aber Herr mein Heiland, wohin verirre ich mich! — rief sie plötzlich mit allem Ausdruck sclavischer Angst sich unterbrechend. — Statt in der christlichen Religion und in den Legenden unserer Heiligen, wo die Lehre von der Vergänglichkeit alles Irdischen und von dem Fürsten der Finsterniß, der unser zeitliches und ewiges Wohl gefährdend die Welt durchzieht, auf jedem Blatte mit feurigen Lettern eingegraben ist — statt in der ewigen Wahrheit göttlicher Offenbarung suche ich die Beweise für diese Wahrheit in — fast heidnischen Dichtern. Siehst Du nun wohl Henriette, welche Gefahr es für mein Seelenheil wäre, in Eure Welt verlockender Täuschungen, in Euer Sodom und Gomorra, das wahnwitzige Dichter mit dem Rosenschein poetischer Verklärung umdämmern, zurückzukehren? — O verlasse auch die Schwelle dieser heidnischen Götzenengel, fliehe die Versuchungen — entreiße Dich der Gefahr, ehe ihr süßer Duft Dich berauscht und Deine Willenskraft lähmt — denn keine entrinnt ihr, die ein warmes Herz in der Brust trägt."

„Arme, arme Schwester, Du bist sehr krank an Geist und Seele —“ entgegnete Henriette nach einer kleinen Pause des Schweigens. — „Dringender noch als vorhin beschwöre ich Dich: kehre zurück, denn hier kannst Du nimmermehr gesunden. Ich will für Dich eine Einsamkeit suchen, die stiller noch als Deine klösterliche sein soll, und ich will zwischen Dir und Lothars Pflegemutter meine stillen, wahrlich auch dem Herrn geweihten Tage theilen. So gottbegeistert wie Du hier vor dem Bilde des Erlösers oder der Madonna knieest, kannst Du auch in Deiner stillen Kammer oder im schönen Tempel der Natur zu unserer Aller Vater im Himmel beten, und wahrlich ich sage Dir: sein Name wird Dir geheiligt sein hier wie dort, wenn er nur in Deinem eigenen Herzen es ist. Zu Dir wird sein Reich des Friedens kommen und sein Wille wird an Dir geschehen, wie Himmel und Erde die Zeugen seiner Herrlichkeit sind. Er wird das ewige Brod des Lebens Dir reichen, wie er das leibliche Dir beschieden, und der Segen seiner Verzeihung wird die aufrichtig Bereuende erquicken, wenn Du mit versöhntem Herzen Deiner Feinde gedenkend als ein Segen auch

für Deine Mitmenschen unter ihnen wandelst. Dann wird die Versuchung zum Siege über das Böse sich verkehren, denn Gottes Reich voll Kraft und Herrlichkeit thront schon auf Erden und zieht ein für alle Ewigkeit in jedes verirrte Herz, das sich der Reue und Buße öffnet — Amen!" —

Eberhardine war zu den Füßen ihrer Schwester gesunken. Sie kniete weinend und mit gefalteten Händen vor dem jungen Mädchen, dessen bleiche Wangen mit dem zarten Roth der kaum erblühten Rose überhaucht dem schönen Antlitz einen wahrhaft verklärenden Ausdruck verlieh. Henriette hatte sich — sie wußte kaum selbst, wie das gekommen — in eine fast überirdische Begeisterung hineingebetet und erschrack beinahe, als sie jetzt schwieg, vor ihrer geistlichen Anmaßung. Da hob aber die unglückliche Schwester ihr Antlitz zu ihr empor, und ein anderer der Seelenruhe mehr verwandter Geist war darüber verbreitet. „Habe Dank Henriette, daß Du mich zurückgeführt zu dem einfachen unter Rosenkranz und Litanei fast vergessenen Gebete meiner Kindheit. Es hat Wunder gewirkt und wird meine Heilung vollenden, das fühle ich. Jetzt meine liebe theure Schwe-

ster, jetzt laß' uns scheiden und schnell, denn die Trennung von Dir ist doch das Härteste, was Gott noch über mich verhängt. Wäre Lothar's Rettung aus der schmählichen Kerkerhaft mir gelungen, oder wäre, nachdem sie durch meine Vermittelung bewirkt war, seine Gesundheit noch nicht vom Wurme des Todes angenagt gewesen, so wäre ich mit Euch der Sonne der Freiheit zugezogen, das hatte ich gelobt. Gott wollte es anders, und wie es nun gekommen, muß ich mein zweites Gelübde auch halten, denn ich sehe Gottes Fügung darin. Lebe wohl, Henriette, und wenn Dein Geist in Sehnsucht und Wehmuth an Lothar's Grabe weilt, so gedenke auch des Grabes Deiner Schwester, in das sie jetzt lebend, aber nicht mehr ohne himmlischen Trost versinkt. Bitte für uns, Du Reine, am Throne der Mutter Gottes! —"

Noch eine stumme heiße Umarmung — dann riß sich Eberhardine aus den Armen ihrer weinenden Schwester und war verschwunden, noch ehe Henriette sich sammeln und mit erneueten Bitten sie von hier fort zu begleiten in sie dringen konnte.

Ein alter ergrauter Hüter des anscheinend un-

bewohnten Hauses trat bald nach Eberhardinens Entfernung in den Salon und geleitete das junge Mädchen bis zur Schwelle des vorhin mit ganz anderen Empfindungen betretenen Hauses.

Der Herausgeber jener vielfach in diesen Blättern angezogenen Broschüre ist Henrietten später in Begleitung ihrer Gönnerin, der Fürstin *** in einem Seebade begegnet. Sie hatte, ernst und melancholisch sich absondernd, immer die einsamsten Spaziergänge aufgesucht, und keiner der jungalten oder altjungen Stutzer, die sich berufen fühlen, durch ihre banalen Phrasen und Courmachereien jedem schönen Mädchen ihre eigene Schönheit um der Trivialitäten, die sie um derenwillen hinnehmen muß, verhaßt zu machen — keiner dieser eingebildeten Halbgötter des fashionablen Modelebens wagte sich mit seinen dutzenweis fabricirten und verbrauchten Huldigungen an die schöne, ernste Niobe, die der Schmerz und das Unglück der vergangenen Jahre noch veredelt.

Auch Warrenberg hatte sie später auf dem Wege seiner Flucht nach Amerika wieder gesehen

und bei der Fürstin selbst um ihre Hand geworben. Sie blickte ihm starr und wie irre an seinem Herzen werdend, in das Gesicht — nannte noch einmal Lothar's Namen mit einem Ausdruck, der allen Schmerz und alle Wonne der Vergangenheit in einen armseligen Laut zusammenpreßte, und kehrte sich dann mit vorwurfsvollem Blick für immer von ihm ab.

Allein Henriette war tiefinnerste Künstlernatur und war es um so mehr, seit die tiefste aller Wunden — verschmähte Liebe — ihrem Herzen geschlagen war. Auf wiederholtes Anrathen der Fürstin, die mit ihrem zart weiblichen Sinn den innersten Quell von Henriettens still getragenem Schmerz wohl ahnen mochte und die klösterliche Einsamkeit ihres kleinen Witwensitzes für ungeeignet zu dessen Linderung hielt — auf die dringende wiederholte Mahnung der Fürstin kehrte die junge Künstlerin zu der so manches Jahr unterbrochenen Laufbahn, die ihr eigenster Beruf war, zurück. Sie gedachte der Worte ihrer nun auch aus dem Leben geschiedenen Schwester in der düstern Abschiedstunde: „Wohin soll das heißschlagende Herz des Weibes sich retten, wenn nicht an die treue Brust eines

geliebten Mannes oder an die Wiege eines Kindes oder in die Hallen der Kunst."

Henrietten's Name, der, wie schon gesagt, in diesen Blättern eine Abänderung hat erfahren müssen, ist bei allen das Ballet cultivirenden Bühnen Deutschlands sowohl, als beim Publikum von gutem Klange, obgleich wohl oft in dem weiten gedrängt vollen Saale, der von den Kundgebungen des ihr gespendeten Beifalls erschallt, vielleicht nicht Ein Auge in dem ihren zu lesen und die epische Tiefe oder die klagende Lyrik ihrer künstlerischen Leistungen zu würdigen versteht. Die unendliche Sehnsucht ihres echt weiblichen Herzens nach Liebe und Poesie strömt unerfüllt, wie sie geblieben, in der Dichtung ihres Tanzes dahin, so wie die Sehnsucht und der Schmerz des gefangenen oder gar des geblendeten Vogels den menschlichen Quälern die reizendsten Lieder ernten läßt. Nirgend aber verweilt sie lange, denn nirgend fühlt sie sich heimisch, und so gleicht die anmuthig dahinschwebende Sylphide dem Mädchen aus der Fremde, das allenthalben den Frühling bringt und wieder entschwindet. Dieser feenhafte Zauber, der die außerhalb der Bühne gänzlich unnahbare Künstlerin umgibt, mehrt die übersinnliche

Einwirkung, welche ihr jedesmaliges Erscheinen auf den ästhetischeren oder das Gefühl als Maßstab auch an die Tanzkunst legenden Theil des Publikums übt. Dennoch würde Henriette vielleicht die Bühne für immer fliehen, sie würde lieber den Vögeln des einsamsten Waldes als den Menschen, auf deren Mitgefühl das Unglück doch angewiesen ist, ihr Leid klagen, wenn sie so manche flüsternde Stimme in den Logen wie im Paterre, auf den Gallerien jeden Ranges belauschen könnte. Denn nicht das Kunstgefühl in jeder Form und Gestaltung, das Vergnügen von der Urform natürlicher Schönheit bis zu der Abnormität des Barocken und Ueberschwenglichen, das Pikante von dem Originellen oder Ungewöhnlichen bis zu dem groben Sinnenreiz subtiler Unsittlichkeit herab ist das Losungswort unserer Tage, und ist der Dämon, der verheerend durch die Hallen der Kunst schleicht.

Und vollends eine Tänzerin! --

„Sie soll es mit ihrer Tugend doch wirklich ernst nehmen."

„Possen, man kennt ja das. Um so beneidenswerther sind die heimlich Glücklichen."

„Ja, wenn es deren in der That gäbe!"

„O, wie lange sind Sie denn erst aus der Schule, daß Sie so naiv philosophiren? — Unsere Theater sind Musentempel; wer läugnet das? Nur haben sie aus dem glücklichen Heidenthume mehr von den Bajaderen als den Priesterinnen der Vesta auf unsere Zeit gebracht. Und vollends eine Tänzerin!"

Ende.

„O, wie lange sind Sie denn erst aus der Schule, daß Sie so naiv philosophiren? — Unsere Theater sind Musentempel, wer läugnet das? Nur haben sie aus dem glücklichen Heidenthume mehr von den Barbaren als den Beispielen der Alten auf unsere Zeit gebracht. Und vollends ihre Längen!"

Ende.

Feuer!

Scenen aus dem Leben einer französischen Schauspielerin

von

Ida Frick.

I.

Beseligende Einfachheit! — Mutter der Zufriedenheit und des Glückes, Mutter der meisten Tugenden, die nach der Bürgerkrone so gut, wie nach dem schlichten Bewußtsein streben, das häusliche Scepter Anderen, nicht sich selbst zur Genüge geführt zu haben, o holde freundliche Tochter bescheidener Größe! — bist Du denn auf Nimmer-Wiederkehr von uns gewichen? —

Da lesen wir in einem Pariser Touristenjournal von 1803 folgende naive Anpreisung einer Landpartie im besten Geschmack, denn — wie die Folge lehren wird — ist das schöne Vorrecht der wohlhabenden Stände: *ein Gourmand sein zu dürfen* — bis zu den äußersten Spitzen gastronomischer Berücksichtigung bei dieser schlichten Landpartie im Auge behalten worden.

„Die Damen nebst den Körben“ — so lautet die betreffende Stelle zum Erschrecken prosaisch — „die Damen nebst den Proviantkörben packt“ „man in eine große Berline, wo auf jedem“ „Sitze bequem drei Personen Raum haben, wenn“ „ihre Circumferenz — (im Jahr 1806) — nicht“ „das erlaubte Maß sehr überschreitet. Die Män=“ „ner machen sich, je nachdem die Entfernung, zwei“ „oder drei Stunden früher als gute Fußgänger auf“ „den Weg, um bei der Ankunft der Damen sich“ „schon auf dem Sammelplatz zu befinden.“

„Hier wird nun alles abgeladen. Die Pferde“ „und den Kutscher läßt man an dem Rendezvous“ „warten und die Körbe mit den Viktualien und“ „dem Tischgeräth werden von den Männern an“ „den Ort getragen, wo die Mahlzeit gehalten wer=“ „den soll. Die Wahl dieses improvisirten Speise=“ „salons wird natürlich auf einen möglichst schat=“ „tigen angenehmen Platz in der Nähe einer guten“ „Quelle fallen, und nun schreitet die Gesellschaft“ „zur Bereitung der mitgebrachten Mahlzeit. Die“ „Einen machen Feuer, die Anderen holen Wasser“ „an der Quelle, noch Andere packen das Tischzeug“ „und die Viktualien aus, decken den Tisch auf“

„Gottes lieber Erde, machen das Weingeist=Rechaud"
„zurecht, um den Kaffee wärmen zu können, und"
„nun schreitet man zur Befriedigung eines vierund="
„zwanzigstündigen Appetites, der nach einem Marsche"
„von fünf bis sechs Stunden nüchternen Magens"
„ganz respektabel sein muß u. s. w."

Noch vier Jahre früher, als dieser naive Wegweiser vergänglicher Naturschwelgerei auf Unkosten der Männer=Füße und Frauen=Rippen geschrieben wurde — also an einem vorzeitig warmen Apriltage des Jahres 1802 finden wir eine heitere, vom Geist gesunden Mutterwitzes belebte Gesellschaft im Begriff, die Anhöhe herabzusteigen, welche, um die berühmte Wassermaschine von Marly einer näheren Besichtigung zu unterwerfen, nicht ohne so manchen, in bittersüßen Scherz gekleideten Seufzer erklommen war. Die damals schon mit dem Beinamen „Römerbau" beehrte Wasserleitung, welche in kunstvollen Windungen das schäumende brausende Element den Berg hinantreibt, um die weltberühmten Springbrunnen und hydraulischen Künste von St. Cloud und Versailles zu ermöglichen — diese so oft bewunderte als in stumpfsinniger Neugier verblüfft genug angestaunte Wassermaschine war besichtigt. Die

entzückende Aussicht auf das Seinethal von der Höhe der Arkaden herab war nach Verdienst bewundert worden und noch hingen die Blicke und Rückerinnerungen an dem berühmten und berüchtigten Pavillon Luciennes, der von Ludwig XV. für die Dübarry erbauten Sommervilla. Damals hatte Alexander Dumas mit seiner lüstern und zauberhaft colorirenden Feder die Schöpfung der sechs Millionen Franken, welche durch die Errichtung jener niedlichen Bonbonniere in Umlauf gebracht worden, noch nicht so plastisch für den Beschauer und Nichtbeschauer in die Oeffentlichkeit gebracht, als es heute der Fall ist. Allein deshalb eben blieb der eigenen Phantasie namentlich der Beschauerinnen auch mehr Spielraum als jetzt, die Verwüstungen, welche die Revolution an diesem reizenden Besitzthum eines unter ihrem Richtbeil gefallenen Opfers verübt, nach Gutdünken zu ergänzen. Während also ein paar ältere, ihrem Phantasieleben entwachsene Theilnehmer unserer Landpartie von den Opfern an Menschenleben sprachen, die dieser Riesenbau gekostet, während sie des unternehmenden Mannes gedachten, der diese berühmte Maschine zum Trockenlegen der Sümpfe fünfhundert Fuß über den Spiegel der Seine er-

hob, damit Ludwig XIV. sein Marly gründen konnte — während sie in warmer, von Erbitterung und Wehmuth gemischter Rede der Tausende gedachten, die den Versailler Wasserkünsten zum Opfer gefallen, der armen Soldaten namentlich, die, Jahre lang an den Kanälen zu arbeiten gezwungen, dann hinstarben wie die Fliegen, ohne daß davon die Rede sein durfte, wenn auch jede Nacht Karren voll Todter und Kranker heimlich fortgeschafft wurden — während dieser und anderer trauriger Citate aus der glanzvollen Epoche des siebzehnten Jahrhunderts malten sich die rüstig voranschreitenden Damen den vielbesprochenen Kamin der Dübarry, ihr Cabinet von indischen Teppichen und Shwals aus, bekrittelten ihre kindischen Liebhabereien für Kolibri's und Papageien, lebendige und künstliche Neger und fanden die Feigheit ihres Todesganges der leidenschaftlosen Nichtigkeit ihres Lebens würdig.

Doch nicht allein die Phantasie und das farbenfunkelnde Erinnerungsleben, auch die unsäglich prosaische Materie, der ganz gemeine, aber sehr tyrannische Magen behauptete sein Recht. Der zum Speisesalon schon vor dem Ersteigen der Anhöhe auserwählte Platz war erreicht. Im Schatten einer

schön bewaldeten Hügelkette — ob nach St. Germain oder Montmorency hin, ist uns nicht überliefert worden — lagerte sich ohne Furcht vor rheumatischer Erkältung die etwa acht bis zehn Personen starke Gesellschaft auf dem frischen Rasenteppich und — wartete der Dinge, die da kommen würden.

Allein noch lange nicht der erste Akt, nur das Vorspiel zu dem gastronomischen Drama, das hier aufgeführt werden sollte, begann. Madame Boursault, von der oft genug gerühmt worden ist, daß sie noch mit vieler Grazie mit ihren Enkeln getanzt, trat vor und ersuchte — als Unternehmerin des kleinen Pique-nique champêtre — die Herren um die Gefälligkeit, die Körbe von dem am Waldesrande haltenden Wagen herbei zu schaffen. Zehn behende Beine machten sich denn auch mit rüstiger Kraft und gutem Willen an die schnelle Ausführung des gegebenen Tagesbefehls und bald dampfte, nach eingenommenen coup d'avant, an dem lustig flackernden Feuer gewärmt die erste Schüssel auf dem ausgebreiteten Damast.

„Lemoine's Crême d'Absinthe ist als coup d'avant diesem zweifelhaften Wermuths-Extrakte ohne allen Zweifel vorzuziehen," flüsterte der größte Gour-

mand der Gesellschaft seinem ähnlich gesinnten Nachbar in's Ohr.

„Zweifelhafter Wermuths-Extrakt? —" fragte der Angeredete zurück. „Was in aller Welt ist daran anzuzweifeln? —"

„Herr Tailleur als Lieferant."

„Möglich; aber ich verspüre doch die probate Wirkung recht passabel, mag nun Tailleur oder Faloppe diesen coup d'avant fabricirt haben."

„Faloppe ist nur in seinem weißen Garus-Elixir unvergleichlich," entgegnete der Gourmand mit jenem Lächeln der Geringschätzung, wie es der Kenner dem Laien gegenüber so gern annimmt; „doch ist dieser Genre von coup d'avant mehr nach dem Geschmack der Damen. Dieses Hühner-Fricassée ist aber ganz sicher ein Meisterstück des Meisters aller Rotisseurs, es ist, darauf wette ich, aus Biennait's Atelier rue St. Anne in den ausgehöhlten Laib Brod geflossen, der uns zum Mannaquell in dieser Wüste geworden. Wissen Sie, ob die Galantine aus einer Ochsenzunge oder aus einer von Perrier's unvergleichlichen Hasenpasteten bestehen wird? —"

Noch ehe der Gefragte über diesen wichtigen

Punkt gastronomischer Erwägungen Auskunft geben konnte, wurde schon Beides zugleich servirt und im Hintergrunde als nächste kalte Schüsseln ein schöner gebratener Calecut nebst Bayonner Schinken aufgestellt.

„Statt zweier von diesen Truthennen eine einzige gedämpfte Gans von Dumont, rue Marivaux!" seufzte unser Gastronom mit der Sehnsucht eines Verliebten, der ein schnäbelndes Brautpaar belauscht. „Dieser Wein von Jurançon ist preiswürdig zwar im Jahrgange, doch nicht ganz in der Behandlung." —

„Ach, Bester, sehen Sie nur, wie appetitlich Mademoiselle Fouchard den Salat behandelt," bedeutete der Jüngere der beiden gastronomischen Nachbarn dem kritisirenden Gourmand. „Anmachen läßt sich das gar nicht nennen."

„Ein zuckersüßes Dessert allerdings, diese liebenswürdige Fouchard," bestätigte der Feinschmecker nach einem flüchtigen Blick, mehr auf die Quantität des verbrauchten Oeles als auf die Besitzerin der schönen Hand, die den Salat in die Serviette rangirte. „Allein noch zu früh, viel zu früh dazu. Ich rechne stark auf einige Wachteln, die der

Poularden-Pastete — hoffentlich von Leblanc — beigegeben werden müßten. Mir scheint, wenn ich an das große Picknick vom vorigen Herbst in Versailles zurückdenke, daß Madame Boursault den Timbales und Entremets nicht die gehörige Aufmerksamkeit zuwendet."

„Mein Mißgeschick müßte einmal über Sie hereinbrechen, Sie unverbesserlicher Gourmand," lachte die so schwer angeklagte Unternehmerin, die nicht ganz ohne Ohr für die gegen sie erhobene Anklage geblieben zu sein schien; „mir verdirbt der Brand von Troja von sechs Hammelkeulen wenigstens vier."

„Wie, was?" riefen die gutgelaunten Naturschwelger wie aus Einem Munde.

„Ist denn der Herd unserer wackern Madame Boursault den Flammen, welche die schöne Helena entzündet, sogar nachbarlich verwandt?" fügte Florence, ein ziemlich beliebter Schauspieler am Theater Français mit gutmüthiger Neckerei hinzu.

„Wir bitten um nähere Erklärung," klang es nun von allen Seiten und mit Ausnahme Herrn Boursault's, der leider im Geheimnisse des häuslichen Misère, von welchem seine Lebensgefährtin

heimgesucht war, zu sein schien und mit Ausnahme unseres Gastronomen, gönnten alle Anwesenden ihren Gabeln eine kleine Rast.

„Nun ja doch," eiferte die arme Boursault, von einigen, wie es schien, nicht ganz angenehmen Erinnerungen überwältigt, weiter; „unser Racine hat es zu verantworten, daß meine sonst recht brauchbare Köchin in eine Stümperin verwandelt ist. Die Domestiken, von denen sie natürlich oft genug belauscht wurde, haben mir so märchenhafte Dinge von ihrer Deklamationsmanie erzählt, daß ich mich endlich entschloß, mich mit eigenen Augen von dem Motiv meiner verdorbenen Gerichte zu überzeugen."

„Sie belauschten das Mädchen in Gemeinschaft mit Ihrer Dienerschaft?" fragte der Abgott der Frauenwelt, der Dichter Legouvé, mit einem leisen Anklang der Mißbilligung.

„Nein, ich ließ sie ganz einfach zu mir kommen, erzählte ihr, was ich gehört, und wünschte noch etwas Anderes von ihr zu hören, als was ich leider beim Abnehmen meiner so oft verbrannten Hammelkeulen mit ihr erlebt:

„**Brules de plus de feux, que je n'en allumai.**"

„Vortrefflich! vortrefflich!“ rief Capitän Fouchard, der Oheim der schönen Salatmacherin, „unsere witzige Madame Boursault soll hoch leben, und nochmals hoch und immer höher, uns Allen zur Freude soll sie leben.“

„Und das Mädchen willfahrte Ihrem Befehle ohne die natürliche Befangenheit ihres Standes?“ fragte, als dem Toaste vollends Genüge geleistet war, Madame Lebrun, die Witwe eines dem Dichter Lebrun nahe verwandten Horn-Virtuosen.

„Ist sie schön?“ stürmte ein junger Offizier dazwischen, der seit vierzehn Tagen seine Epauletten trug.

„Behalten können Sie diese dramatische Saucenverderberin in keinem Falle,“ schrie der oft bei Boursault dinirende Zungenaristokrat ganz entsetzt.

„Ich mache der Gesellschaft einen Vorschlag, den ich in meinem Interesse als annehmbar von ihr erachtet wünsche,“ nahm die von dem Durcheinander dieser Fragen ganz wirr gewordene Dame das Wort. „Wenn wir diesen Abend von unserer Partie zurück sind, bitte ich die übliche Bowle Punsch in meinem kleinen Salon einnehmen zu wollen. Den

brauen wir dann selbst und meine Josephine soll kommen und uns etwas deklamiren."

„Angenommen, angenommen," bestätigten die Picknickers einstimmig und thaten jetzt mit frischem Muthe der gut garnirten timballe de perdreaux aus dem Atelier des berühmtem Pastetenbäckers Rouget ihr volles Recht an.

„Wir könnten sie brauchen beim Theater Français, diese neue Dumesnil-Clairon, welche vielleicht in Ihrer Küchenprinzessin mit dem Bratspieß-Scepter steckt," meinte Florence nach einer kleinen Pause ausschließlicher Kinnbackenarbeit. „Ich gönnte es auch unserer lieben, braven Boursault wahrlich tausendmal lieber, als meiner sehr hochgeschätzten Collegin Raucourt, diesen höchst benöthigten jungen Nachwuchs zum Theater Français zu liefern."

„Es soll aber ein außerordentliches Talent sein, das Mademoiselle Raucourt bildet," warf Legouvé, durch die anmuthigen Koketterien der reizenden Louison Fouchard mehr amüsirt als gefesselt, zwischen Florence's Rede.

„Mehr Körper als Seele, viel, sehr viel Studium, doch um so weniger Inspiration," antwortete der Künstler. „Sie berauscht, ohne zu be-

geistern, aber ihr Erfolg wird, wie ich glaube, unzweifelhaft sein."

„Sie scheinen mir Partei, liebster Florence," lächelte Legouvé und hob sein Glas. „Der ersten großen Bühnenkünstlerin, die durch unsere Hallen schreiten, die unsern unsterblichen Racine den Herzen der Franzosen wieder näher bringen wird!" rief er in aufflammender Begeisterung. „Ihr unsern ritterlichen Schutz, unsere Ergebenheit, und Fehde ihren Widersachern. Das erste Glas des schäumenden Champagners Ihr, der noch Ungenannten und Unbekannten, der Priesterin der schönsten Kunst, weil sie am treuesten das Leben abspiegeln, am innigsten mit der Wahrheit Hand in Hand gehen muß."

Die Becher klangen, die Augen funkelten, die Herzen der Frauen schlugen höher, ihre Wangen glühten heißer.

Legouvé blickte träumerisch vor sich hin. In seinem Auge zuckte einer jener ahnungsvollen Blitze, wie sie zumeist gerade in Momenten der höchsten Begeisterung gleich einem Dilirium der Priesterin von Delphi aus dem Blick des Dichters leuchteten, dessen letzte Lebenstage Geisteszerrüttung umnachtet.

Seit einem Jahre war er durch die Herausgabe seines Lehrgedichtes „Frauenwerth" zum Abgott des unterdrückten Geschlechts, dem er so zart gehuldigt, erhoben. Doch schien sein Herz von Idealen gefesselt, für die jede Form der äußern Erscheinung zu rauh, zu alltäglich. Legouvé verehrte das Weib in der Idee, deshalb fesselte ihn kein Weib, und die Weiber im Allgemeinen floh er. Madame Lebrun, die Vorleserin der Frau von Montesson, von welcher später die Rede sein wird, war ihm unter den Frauen seiner Bekanntschaft der liebste Umgang, da das weihevolle Andenken, das sie ihrem verstorbenen Gatten bewahrte, als das poesievolle Element des ewig Weiblichen von dem reinen Dichtergemüth erkannt und hochgeschätzt wurde.

Beide also, die Witwe und ihr Freund, sahen, als am Abend der kleine Kreis im Salon der Madame Boursault um die dampfende Bowle sich reihte, dem versprochenen Erscheinen der von Racine begeisterten Köchin mit einem Gefühl entgegen, das der Wehmuth über den Scherz, welchen man sich zweifelsohne erlauben wollte, näher kam, als der Neugier. Während die geschäftige Wirthin des Hauses in der Eile die beaux restes des Nachtisches: den zar-

ten Biscuit de Savoye und die runden Macronen auf den Confekttellern ordnete, während unser Feinschmecker dem Capitän Fouchard eine wissenschaftliche Abhandlung über die Pflege des Frantignan- und Malagaweines, welche diesen Mittag seinen Beifall eben nicht gehabt, in die Ohren geflüstert, von den Kaffee-Liqueurs aber mit unverhehlter Verachtung gesprochen, während der zarte Lieutenant wohl zum sechsten Male seine Frage nach der Schönheit der zu erwartenden Köchin wiederholt, ohne sie beantwortet zu hören, während er sich fruchtlos bemühte, die allerliebsten Koketterien von Mademoiselle Louison Fouchard von Legouvé ab auf sich zu lenken, sahen der Dichter und seine Freundin in herzklopfender Spannung dem Oeffnen der Thür entgegen, durch welche Racine im Küchencostüme erscheinen sollte.

Da stand sie denn, die Erwartete, und ein leises Ach! des Erstaunens war bei ihrem Anblick namentlich auf den Lippen der Männer kaum zurückzuhalten. Eine lange, magere Gestalt mit vorgebogenem Nacken, aufwärts gestülpter Nase und breitem Munde — wie uns das bekannte Porträt der Josephine Rafin-Duchesnois überliefert worden ist — stand furchtlos, doch mit bescheidener Zurückhaltung vor ihrer

Herrin. Nichts, als das dunkle, doch fast zu weit geöffnete Auge verrieth an dem jungen Mädchen jene geheimnißvolle Inspiration der Seele, die dem Athem Gottes gleich ein Künstlerdasein aus dem Chaos der Unbewußtheit zu erwecken vermag.

„Wir möchten uns ein wenig an Deiner Liebe für unsern unsterblichen Racine erfreuen,“ nahm Madame Boursault in ihrer Verlegenheit um den Eingang des zu Sagenden ziemlich ungeschickt das Wort. „Sprich uns doch, liebe Josephine, den Monolog noch einmal, den Du mir vorgestern Nachmittag zu hören gabst.“

Das Mädchen trat ohne alle Befangenheit einige Schritte zurück. Ihre Wange röthete sich, ihr Auge entflammte in einem ungekünstelten Feuer, ihr Arm hob sich mit der klassischen Ruhe der Antike. Nicht mehr die arme ungebildete Josephine Duchesnois — Phädra mit ihrem seelenzermalmenden Schmerz stand vor dem erstaunten Zuhörerkreise.

Legouvé erhob sich athemlos vor Spannung von seinem Sitze. Sein Auge folgte mit der Angst des Künstlers, der jeden Augenblick ein Meisterwerk durch die Materie gemeiner Prosa zertrümmert zu sehen fürchtet, den maßvollen Bewegungen,

dem unbewußten Rhythmus in der Sprachweise der jungen Köchin. Seine Hände streckte er vor, als wolle er ein Kind vor dem wahrscheinlichen Falle behüten, und faltete sie unwillkürlich wie zu einem Dankgebet, als Josephine mit ihrem klangvollen, ausgiebigen Organ den gewaltigen Monolog der Phädra mit den Worten:

Un reste de chaleur tout prêt à s'exhaler —

zu Ende gesprochen.

Die Folge dieses für die Geschichte des Theater Français so bedeutungsvollen Abends war, daß das bisher noch Unerhörte geschah, daß nämlich ein Dichter, und zwar ein Dichter von Legouvé's Geltung, Lehrer einer Schauspielerin wurde. Florence fügte seinen Unterricht in der Technik des Bühnenlebens hinzu und Madame Lebrun bestürmte Frau von Montesson so lange mit ihren Bitten um Protektion, bis diese ihr versprach, der vormaligen Köchin des Boursault'schen Hauses einen Abendzirkel zu widmen.

Frau von Montesson, deren Namen in der damaligen Zeit so klangvoll ohne eigentliche Berühmtheit gewesen, als er für die Nachwelt bedeutungslos geworden — Frau von Montesson sei hier nur ganz

flüchtig mit den Worter einer der glaubwürdigsten Biographinnen, der Kaiserin Josephine, skizzirt. „Ihr Haus," so lautet die betreffende Stelle, „war" „um jene Zeit das einzige, wo man die zurückgekehr-" „ten Emigranten, wo man Frankreichs letzte grands" „seigneurs, sowie die auf ihre Unkosten bereicherten" „Emporkömmlinge und wo man die berühmten" „Männer aller Gattung, sowie die schönsten und in-" „teressantesten Frauen zu finden wußte. Ludwig XVI." „hatte Frau von Montesson — die Gemahlin des" „Herzogs von Orleans — in den Tuillerien als" „seine Cousine begrüßt und so oft er seine Par-" „tie Trictrac mit ihr spielte, sie nie anders genannt."

„Sobald Bonaparte zum Consulat gelangt" „war, beschied er Frau von Montesson, die durch" „ein Wunder dem Tode Entgangene, in die Tuille-" „rien. Als er ihrer ansichtig wurde, ging er auf sie" „zu und bat sie, ihm mittheilen zu wollen, womit er" „sie nur irgend wie erfreuen könne."

„Aber General, antwortete die erstaunte Frau," „ich habe kein Recht zu irgend einer Bitte."

„So haben Sie also vergessen, Madame, daß" „ich Ihnen meine erste Krone verdanke?"

„Ihre Krone?"

„Sie kamen mit dem Herrn Herzog von Or=" „leans nach Brienne, um die Preise zu vertheilen." „Möge er Ihnen Glück bringen, sagten Sie damals," „als Sie mir den précureur de quelques autres-" „Lorbeer auf das Haupt setzten. Ich habe diese be=" „deutungsvollen Worte nie vergessen, denn ich bin" „ja, sagt man, Fatalist. Ich werde ganz glücklich" „sein, Ihnen irgend wie nützlich sein zu können." „Ueberdies ist der Ton unserer guten Gesellschaft" „ziemlich ausgeartet. Frankreich soll sich in dieser" „Hinsicht regeneriren und zwar durch Sie und bei" „Ihnen. Wir brauchen Ueberlieferungen, welche" „Sie gefälligst meiner Frau mittheilen werden. Den" „einflußreichen und hervorragenden Gästen Frank=" „reichs wünsche ich Feste von Ihnen bereitet, die" „den alten Ruhm französischer Anmuth und Liebens=" „würdigkeit wieder auffrischen sollen."

„Dies war die Quelle des großen Einflusses," „welchen Frau von Montesson zur Zeit des Consu=" „lats, doch ohne intriguanten Mißbrauch oder klein=" „lichen Rachedurst, übte. Mit Einschluß ihrer Pen=" „sion von hundertsechzigtausend Francs, beliefen sich" „ihre Renten auf zweimalhunderttausend Livres, eine" „für den damaligen Geldwerth ziemlich beträchtliche"

„Summe. Sie ging nie aus, empfing jedoch alle“
„Abende. Auf einem Canapee sitzend, gebrauchte sie die“
„vornehme List, ihre auf einem Tabouret ruhenden“
„Füße mit einem Teppich zu umhüllen, um mit An-“
„stand selbst beim Empfange der Damen höchsten“
„Ranges sitzen bleiben zu können. Nur für Madame“
„Bonaparte stand sie auf oder wenn es galt, eine“
„Person, die niemals wiederkehren sollte, zur Thür“
„zu geleiten. Diesen höflichsten aller Absagebriefe“
„verstand auch jeder damit Befehdete und gehorchte“
„schweigend, was niemals eine Abänderung erlitt.“
„Die Badebekanntschaften von Plombières u. s. w.“
„erlebten unwiderruflich dieses Schicksal. Gewöhn-“
„lich gab sie wöchentlich ein großes Diner und jeder“
„ihrer vertrauten Freunde wußte sein Couvert an“
„ihrem Tische. In den Abendcirkeln machte man“
„Musik und trieb Lektüre, am liebsten und häufig-“
„sten aber plauderte man. Talleyrand, Garat, Ar-“
„nault, Desprès, Isabey und Andere waren die“
„fast täglichen Gäste des Hauses.“

Nach dem Gesagten wird es sich dem Leser als eine sehr einfache Thatsache herausstellen, daß der Zutritt der ehemaligen Köchin in dem Hause der Frau Montesson für deren Zukunft von unbeschreiblicher

Wichtigkeit war. Ihre neue Gönnerin empfing das wenn auch schüchterne, doch keineswegs verschüchterte Mädchen zwar mit unverkennbarem Wohlwollen, doch ebenfalls nicht ohne jene mißtrauische Betroffenheit, die ihr unschönes Aeußere bei Allen erregte, welche Legouvé's Schülerin sahen, ohne sie noch sprechen gehört zu haben. Sie stellte das junge Mädchen auf die schwierigste Probe, welche es für eine Anfängerin auf der dramatischen Laufbahn nur geben konnte, sie ließ sie ein eben beendetes Manuscript aus ihrer eigenen Feder lesen; der Stoff war also Josephinen gänzlich unbekannt.

Erst nachdem die junge Elevin diese äußerst schwierige Aufgabe, wie es schien, zu großer Zufriedenheit der Frau von Montesson gelöst, durfte sie Stellen aus ihrer geliebten Phädra und Roxane sprechen. Der Erfolg war ein so zufriedenstellender, daß Frau von Montesson versprach, Mademoiselle Josephine Duchenois unter ihren Schutz nehmen zu wollen. Legouvé jubelte. Was durch ihn selbst auch bei den hervorragendsten Fähigkeiten vielleicht niemals für seinen Zögling erreicht worden wäre, das ebnete sich jetzt zu einer nur noch von überwindlichen Schwierigkeiten gehemmten Laufbahn. Allerdings

weigerte sich Chaptal, der Minister des Innern, ganz entschieden, die ehemalige Köchin des Boursault'schen Hauses einerseits, dann aber auch das unläugbar häßliche Mädchen, dessen Gesichtsausdruck, wenn es nicht sprach, ganz ausdruckslos genannt werden mußte, zum Debut auf das Theater Français zuzulassen. Allein Madame Bonaparte, die von Frau von Montesson für ihre Namensschwester gewonnen war, erlaubte, daß deren Schützling ihr vorgestellt werde, und versprach, als dies eines Abends bei Frau von Montesson geschehen, das Debut von Mademoiselle Duchenois auf der kleinen Versailler Hofbühne, Herrn Chaptal zum Trotz, zu bewerkstelligen.

Es war in den ersten Tagen des Juli, als Frau von Montesson, vielleicht um die letzte Probe mit ihrem Schützling zu wagen, eine Gesellschaft von mehr als zweihundert Personen in ihrem Salon versammelt. Auch Josefine Bonaparte erschien und wie sie an dem ihr angewiesenen Ehrenplatze stehend die dargebrachten Huldigungen entgegennahm, war es allen Anwesenden, als seien nun erst die Kerzen entzündet und der Glanz des schönen Festes aufgegangen. Man hat so oft vergeblich den Eindruck zu schildern versucht, — sagt die Biografin der

Kaiserin Josefine — den diese seltene Frau bei ihrem bloßen Erscheinen hervorgebracht. Wie wäre dies möglich! — Wie den rührenden Zauber dieser melodischen Stimme, dieser seelenvollen Blicke, dieser Grazie in jeder Bewegung schildern! — Alle ihre Portraits, jede Beschreibung dieser unbeschreiblich liebenswürdigen Persönlichkeit sind unsäglich weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben. Die Anmuth ist so flüchtig, sie ist so ganz Hauch der Seele, daß es unmöglich ist, ihren auf uns wirkenden Zauber durch Worte oder Pinsel versinnlichen zu wollen. Die Grazie aber und der Ausdruck reinster Seelengüte in dem schönen klaren Auge, das waren, nächst einer unerschütterlichen Gemüthsheiterkeit, die Rosenketten, womit die Witwe des Generals Beauharnais schon im Gefängniß alle Herzen sich unterthan gemacht. Die finstern Mauern des Kerkers — erzählt einer ihrer Mitgefangenen — wurden durch die anmuthige und maßvolle Heiterkeit, durch die Witzfunken des anspruchlosen Verstandes dieser unvergleichlichen Frau belebt. Sie war der Abgott ihrer Unglücksgefährten. Napoleon Bonaparte, der oft zum Besuch eines seiner Freunde in das Gefängniß kam, wurde von dem bescheidenen Reiz und

der Festigkeit Josefinens, die auch im Unglücke, ja selbst mit dem Nacken unter der Guillotine noch Muth und Heiterkeit zu Milderung des Unglücks Anderer hatte, in tiefster Seele ergriffen und von soviel persönlichem Liebreiz gefesselt. Als die Witwe Beauharnais aus dem Gefängniß in die Freiheit zurückkehrte, hatte sie einen Gefangenen gemacht, auf den so viel Tausende als auf den Retter Frankreichs sahen. Sie hatte ihm ihr Bild geschenkt, er trug es lebendiger noch in seinem Herzen.

Madame Lebrun hatte Frau von Montesson ersucht, ihren Schützling die Partien der Phädra und Roxane im Costüm sprechen zu lassen, was diese auch aus eigenem Ermessen gern zugestand. Ja sie machte der natürlich ganz unbemittelten Debütantin sogar ein Geschenk mit den Costümen beider Rollen. Madame Lebrun übernahm es alsdann, die wirklich abschreckende Magerkeit, — wovon, Dank ihrer früheren Beschäftigung, wenigstens die Arme verschont geblieben; — künstlerisch zu überkleiden. Es gelang so ziemlich und furchtlos trat nun Josefine Duchesnois vor ein Kennerpublikum ersten Ranges.

„Ich kann's nicht ergründen,“ flüsterte Legouvé

in das Ohr seiner Freundin, „was diesen Funken in der Brust des unschönen Mädchens geweckt. Beim Küchenfeuer hat sie doch unmöglich diese Weihe ihres höheren Genius empfangen.“

„Wenn ich Euch Männer um nichts sonst beneide,“ antwortete Madame Lebrun gedankenvoll, „so ist es um die Befähigung zur Künstlerweihe, ohne daß Schuld oder Unglück sie Euch bringen. Arme Josefine! was muß dieses treue Herz gelitten haben, daß ohne alle Grundlage feinerer Gesittung und Kultur solche Blüthe sich entfalten konnte.“

Anders nahm es Josefine Bonaparte. Sie war Poesie und Glück man könnte sagen durch und durch, deshalb gestand sie den Seelenschmerz, den sie bis auf diese Stunde noch nicht kennen gelernt, auch jene produktive Berechtigung zur Kunstweihe, wie sie so oft sich erprobt, gar nicht zu. Lachend hatte sie oft zwischen den weißen Mousselindraperien vor ihrer goldenen Toilette, dem reichen Brautgeschenk der Stadt Paris, sitzend von den Entbehrungen ihrer Vergangenheit erzählt. Sie hatte erzählt, wie Madame Dumoulin bei den Freitischen, welche die Hülfsbedürftigeren ihrer Freundinnen erhalten, es ihr erlassen, das Brod, so eine Jede mitzubringen hatte,

— da Brod damals ein großer Luxus war — auch ihrerseits mitzubringen, weil Madame Beauharnais doch unbestritten die Aermste von Allen gewesen sei. Nur zuweilen flog ein leichter Schatten über Josefinens heitere Stirn, nur zuweilen, wenn ein ihr lieb gewordenes Wesen sich verheiratete und die kirchliche Weihe empfing. Ihre Ehe mit Napoleon war damals noch einzig Civilakt und ist als kirchliches Sakrament niemals veröffentlicht worden. Als von Seite Marie Louisens die Frage an die Kaiserin Josefine erging, ob sie durch die in Aussicht stehende Vermählung mit Napoleon auch in der That keinen kirchenräuberischen Akt begehe, verwies Josefine ihre Nebenbuhlerin mit selbstverläugnender Großmuth auf den Moniteur. Napoleon wollte nicht, — so erklärt man den befremdlichen Umstand allgemein — daß eine so verspätete Ceremonie, als die Einsegnung des kaiserlichen Paares um Mitternacht in der Kapelle der Tuillerien durch den Cardinal Fesch, in dem offiziellen Blatte veröffentlicht werden sollte.

Chaptal, der bisher so beharrliche Gegner der armen Josefine Duchesnois, war eines Theils doch ein zu aufrichtiger Freund der Kunst, welche er

beschützte, andern Theils aber auch ein zu warmer Verehrer der Gemahlin des ersten Consuls, um nach dem unzweifelhaften Erfolg dieses Abends nicht nachgiebiger für Legouvé's Schülerin zu werden. Nur auf dem Theater Français sollte das junge Mädchen ihre Kunstschwingen nicht zum ersten Male entfalten; darin blieb er beharrlich. Denn — recitirte er launig sich an seine Dränger wendend:

Tel brille au second rang qui s'eclipse au premier.

„So werden wir in Versailles diesen second rang für unsere Duchesnois in Anspruch nehmen," rief Josefine entschlossen. „Uebermorgen schon spielst Du uns Deine Phädra, mein Kind, und nun sage: Hast Du noch einen besondern Wunsch für diesen Tag? —"

Josefine Duchesnois schlug das dunkle durchgeistigte Auge zu ihrer liebreizenden Namensschwester auf. Ihre Wange röthete sich höher, eine lebhafte Bewegung durchzuckte wie von elektrischen Funken geweckt ihren ganzen Körper — allein sie schwieg.

„Sag' es mir leise, was Du wünschest," ermuthigte Josefine, „oder sage es, wenn Du das lieber willst, unserer guten Lebrun, sie steht hinter

Dir. Ich möchte Dich so gern recht frohen Herzens den ersten Schritt auf Deiner neuen schwierigen Laufbahn thun sehen."

„Wenn dieser kecke Wunsch unserer kleinen Debütantin nichts als ein Gelüst kindischer Eitelkeit ist," sagte Frau von Montesson eine Stunde später zu ihrer Vorleserin, „so haben wir uns in unserer Erwartung getäuscht. Sie ist dann keine echte Künstlerin, wird keine Zukunft und das Theatre Français keine zweite Dumesnil oder Clairon an ihr haben."

„Ich kann es nicht denken," antwortete Madame Lebrun aber doch ein wenig verstimmt, „daß der Schöpfer in Eine Menschenbrust ein dieselbe vernichtendes Etwas neben einer Fülle von Reichthum sollte gelegt haben."

„Unkraut neben einer Heilpflanze," meinte Frau von Montesson achselzuckend; „was wäre da auch zu verwundern, da die Natur in jeder Licht- und Schattenstufung so überreich ist. Vielleicht hätte man die Hand sein müssen, die den überwuchernden Mißwachs beseitigt."

„Madame Bonaparte hat den seltsamen Wunsch

nun einmal gewährt, sie wird und kann ihr Wort nicht zurücknehmen wollen."

Wenn wir durch die aus künstlich beschnittenen Hecken und Bäumen gebildeten Alleen des Versailler Parks nach der Außenseite rechts hin schreiten, finden wir uns in Petit Trianon, das Ludwig XV. für die Dubarry hatte bauen lassen. Nach dem Tode dieses viel geliebten und viel gehaßten Königs, der hier in den Armen der Tochter des Concierge von den Blattern angesteckt dem Leben entführt wurde, kam Klein Trianon in den Besitz Marie Antoinettens, die den englischen Park mit seinen Schlangenpfaden und üppigen Wiesen, seiner künstlichen Felsgrotte und Liebesinsel daselbst anlegte. Von den Verwüstungen der Revolution, die natürlich diesen Lieblingsaufenthalt der verhaßten Königin nicht verschont hatte, war es in diesem Frühjahr wieder hergestellt worden. Das sogenannte Schweizerdörfchen, wo Marie Antoinette sich darin gefiel, die Landwirthin zu spielen, enthielt ohnweit des bekannten Marlboroughthurmes ein bisweilen vom Hofe benutztes Sommertheater. Bekanntlich blieb der reich dekorirte Opernsaal im nördlichen Flügel des Versailler Schlosses, der die Hochzeit Ludwigs XVI. und die

Geburt des Dauphins, aber auch das unglückliche Banket der Leibgarden vom 3. Oktober 1789 in seinen Mauern gefeiert, seit jenem Unheilstage bis zu Eröffnung des Nationalmuseums am 17. Mai 1837 geschlossen.

Am 4. Juli 1802 bot die kleine Hofbühne von Versailles in seinem Zuschauerraume einen vor und nach diesem Tage nimmer erlebten Anblick. Dem wunderlichen Wunsche der Debütantin war gewillfahrt worden, ihre zahlreiche Verwandtschaft hatte sich, auf die ersten Plätze des Saales geladen, mit nicht geringem Stolze eingefunden, *) und staunte mit ganz verblüffter Verwunderung die ungewohnte Pracht um sich her und das prächtigste erstaunenswürdigste aller Wunder, ihre unschöne Josefine in Diadem und königlicher Gewandung an.

Was aber geschah nun, als Phädra nach dem allgemeinsten und entschiedensten Beifall des in alle Schattirungen bunt gemischten Zuschauerkreises in ihrem Ankleidezimmer stand, und die derben Händedrücke, die herzlichen aber oft sehr unästhetischen Glückwünsche ihres umfangreichen Verwandtencyklus

---

*) Thatsache.

entgegen nahm? Als sie Alle die Geladenen an das Büffet im anstoßenden Salon, wo man ihnen Erfrischungen anbot, die nicht verschmäht wurden, als sie Alle sich dorthin zurückgezogen, blieb ein junger kräftiger Bursch mit ehrlichen aber lebhaft sprechenden Augen — Etienne Barrot — bei seiner Base zurück.

Lange standen sie sprachlos vor einander. Sie seinen Blick fühlend und davor in ihres Herzens tiefster Tiefe erbebend; Er befangen wie noch nie, ohne so eigentlich zu wissen warum, froh aber, doch ebenfalls ohne so recht zu wissen warum, daß seine junge Frau im Nebensalon ganz Auge und Zunge für die ihr unbekannten Herrlichkeiten des Gaumens war, der ganz verwundert über das Unerhörte, das er erlebte, die günstige Stunde trefflich nützte.

„Mir träumte einmal von einer Fee," begann Etienne endlich doch seine Rede, „die sah aus gerade wie Du heute, meine gute Josefine. Darf ich Dich denn noch so nennen? —" sprach er mit immer wachsender Befangenheit weiter. „Du bist unsern armen Hütten so ganz entrückt."

„O Etienne!" — stotterte die Gefragte mit einem so schüchternen Erröthen, daß die Darstellerin der Phädra von vorhin und das arme unschöne

Bauernkind, das da vor seinem still Geliebten stand, zwei gänzlich einander entfremdete Persönlichkeiten zu sein schienen.

„Weißt Du noch, kleine Josephine," sprach der junge Landmann nach einer kurzen Weile muthfassenden Schweigens nicht ohne jenes Stocken, das der Sprache der Liebe so eigen als es dem Ohre der Liebe wohlgefällig ist, „weißt Du wohl, daß ich als ganz junger Bursche es immer im Hirn gehabt, wir könnten einmal ein Paar werden?"

„Herr Gott des Himmels, was redest Du da!" fuhr die Debutantin wie von einem elektrischen Schlage getroffen von ihrem Vetter zurück.

„Nun, nun," beruhigte der junge Dörfler seine Base mißverstehend und deshalb die Hand, welche er gefaßt hatte, fahren lassend, „wir sind ja nur Ander-Geschwisterkind. Damals warst Du auch noch nicht einmal Pariser-Köchin, viel weniger Theaterprinzessin und gar Frau eines griechischen Königs. Ich vertheidigte Dich immer, wenn sie meinten, Anderen stehe der Kranz beim Tanze besser und Du habest Augen, vor denen man sich fürchten könne."

„Guter Etienne — o treues Herz!" rief die

arme Josephine, ihrer nicht mehr mächtig in Thränen ausbrechend.

„Laß' gut sein, Base," beruhigte Barrot, seiner Verwandten wieder näher tretend, die Weinende. „Du bist nun vornehmer geworden als sie und wir Alle — Gott lasse Dich auch glücklicher werden," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Mademoiselle Duchesnois trocknete ihre Thränen. „Aber Du — Du Etienne, Du bist doch wohl glücklich, sehr glücklich — Du mußt es ja sein."

„O ja," antwortete der Gefragte ziemlich lakonisch, „glücklich wie ich auch satt war, wenn meine gute Mutter selig mir eine derbe Quarkschnitte reichte und bei dem Gelüst nach einer zweiten mir sagte: Du mußt nun satt sein, Junge."

„Eine so schöne Frau, wie Du hast," stotterte Josephine über und über erglühend mit zu Boden gesenktem Blick.

„Ja schön, das ist aber auch Alles."

„O ja! — Es ist Euch Männern Alles."

„Du sagst das so sonderbar, Base, daß ich weinen könnte wie ein geschlagener Schuljunge, und wußte doch im Grunde nicht zu sagen warum. Du sahst schöner heute aus, wie meine Margot, aber

auch vornehmer, und ich fühlte, wie man Dich von ganzen Herzen lieb haben und doch nicht als seine Frau denken kann."

„Ich glaube Dir's, ach ich glaube Dir's gar wohl, mein guter Etienne!" rief die Aermste im schmerzlichsten Mißverstehen der Worte ihres Verwandten. „Gott hat nicht gewollt, daß eines Mannes Lebensglück in meine Hände gelegt werden soll. Sei gut mit Deiner Margot, mein Vetter, sie wird Dir's an Liebe vergelten und treuer Sorgfalt, denn Dankbarkeit ist ein reicher Schatz jedes Frauenherzens."

„Nicht Margot's," entgegnete Barrot kleinlaut. „Sie nimmt Alles wie schuldigen Zins für ihre Mitgift an Schönheit und Aussteuer, obgleich sie auch Gott und ihrem Vater nicht dafür gedankt haben mag. Wäre mein kleines Bübchen nicht, ich meine, es könnte mir zu Stunden aus dem Sinn kommen, daß sie mein Weib ist."

„O nein Etienne, nein. — An dem Knäbchen halte und denke Dir Dein Kind nicht ohne seine Mutter. Weißt Du noch, wie wir als Kinder," fügte Josephine in ihren Erinnerungen schwelgerisch sich vergessend hinzu, „Vater und Mutter spielten

und unser Morgen- und Abendbrod mit der armen kleinen Annette theilten, die von der kargen Stiefmutter hart gehalten wurde und oft hungern mußte? Mutterpflege ist der Kindespflanze Sonnenschein und Thau, die darfst Du Deinem Bübchen nimmer entziehen."

„Ach ja, Josephine, Du warst immer das beste Herz im ganzen Dorfe," seufzte der junge Landmann aus recht beklommener Brust. „Ein treueres Lieb' hätte kein Bursch finden können; allein heute mein' ich, es muß etwas in Dir gewesen sein, daß wir uns nicht an Dich gewagt, wie an Margot und ihres Gleichen."

„Ja, ja, guter Etienne, meine Häßlichkeit," versetzte das junge Mädchen mit trübem Lächeln. „Gott schuf mich, um die Liebe vielleicht mit blutendem Herzen zu schildern, nicht aber, um sie zu wecken. Ein Feuerbrand, der nie zu löschen ist," fügte sie zu sich selbst sprechend hinzu.

„Aber Du wirst doch Deinen Mann einmal recht glücklich machen!" rief Barrot mit dem unverkennbaren Ausdruck eifersüchtigen Schmerzes.

„Nie, niemals!" sprach Josephine mit so feierlichem Ernst, so flammenden Auges und stolzer

Stirn, daß in diesem Augenblicke jeder Zoll an dem Mädchen athenienſische Königin war. „Mit dieser Stunde scheidet mein Liebesleben für immer von mir — ich habe nun doch eine Erinnerung. Lebe wohl, Etienne, lebe wohl für ewig."

Sie war verschwunden, noch ehe der arme Barrot sich besinnen konnte, was er denn eigentlich gesagt, das diese ersichtlich so ungeheuere Wirkung auf seine Verwandte hervorgebracht.

„Brulée de plus de feux que je n'en alumais!" rief die junge Debutantin, als sie sich allein sah, und heißere Thränen der Verlassenheit und Sehnsucht sind wohl niemals an dem Abend eines so erfolgreichen Debuts von einer werdenden Künstlerin geweint worden, als sie den Augen der armen Josephine Duchesnois jetzt entströmten. „Und dennoch, dennoch," jubelte es in ihr, „Er glaubt an Glück durch meinen Besitz — dafür, o Du allmächtiger Gott, — laß' mich Dir und ihm dankbar bleiben mein ganzes Leben lang."

II.

Das Jahr 1802 war für Frankreich — oder sprechen wir zunächst lieber von Paris — ein Jahr der Wiedereinsetzung in so manche verfallene Rechte. Wie die Kirchen dem katholischen Kultus zurückgegeben wurden, so wurden auch der Contretanz und die Grazien wieder in die verwilderte Gesellschaft zurückgeführt. Die Genien des schönen Ebenmaßes und der feinern Gesittung verdrängten die Göttin der Vernunft von den entweihten Altären und das Theatre Français kehrte zu seinen Nationaldichtern zurück. Bonaparte erinnerte sich zuweilen der angenehmen Stunden in dem kleinen Hause der rue de la Victoire, das der junge General bis zu seiner Abreise nach Aegypten bewohnte, wenn er, den Kopf an Josephinen's Schulter gelehnt, die Füße auf einem Tabouret ruhend, mit Talma und David plaudernd, seine hochfliegenden Pläne über dem Flügelschlag vaterländischer Kunst und Poesie vergaß. Allein die Grazien, der Tanz und das Nationaltheater, hatten ihre wilden Schößlinge so gut als die Kirche und der Staat die seinen. Sophie Arnoult, die allbekannte

Tänzerin der großen Oper, welche laut Contractes von dem Fürsten H . . . jeden Monat eine neue Equipage und neues Meublement erhielt, war jetzt eine alte zurückgezogen lebende Frau, aber ihren Nachfolgerinnen blieb sie ein erhabenes Vorbild der Nacheiferung. Die berühmte Clotilde, die in Folge der Freigebigkeit eines italienischen Fürsten und eines spanischen Admirals zwei Millionen jährlicher Einkünfte, dabei aber noch regelmäßig fünfmalhunderttausend Francs jährlicher Schulden aufzuweisen hatte, erregte unbeschreiblich viel Nacheifer, den fanatischen Priestern und den gesänftigteren Sitten des Consulates, auch dem wieder in seine Rechte eingesetzten Tanze der Grazie und des Anstandes zum Trotz.

Was aber der später so vernachläßigte und gänzlich ausgeartete Contretanz sein, wie er mit Seele und Phantasie getanzt werden kann, das mußte man von Madame Hamelin lernen. Die glühende Tropensonne hatte den Teint der schönen Creolin gebräunt, sie glich tanzend mit ihrer zarten Taille, mit den schwellenden Lippen, dem von zwei Ebenholzbogen umschatteten Feuerblick — wenn „Gleichen" hier überhaupt ein anwendbares Wort ist — einer Granatblüthe, die vom Zephyr geschaukelt die ge-

heimnißvolle Welt des Wunderbaren nur bis zur Ahnung erschließt. Aus dem Pavillon Richelieu auf einige Zeit nach Raincy entflohen, war gerade um jene Zeit Madame Hamelin in eine eigenthümliche Uebergangsperiode ihres Lebens getreten. Die Pariser Chronik hat nie ganz klar in dieser Sache gesehen, nie darüber sich einigen können, warum man den Namen Bonaparte's so oft mit dem der reizenden Creolin Madame Hamelin in Einem Athemzuge nennen hörte. Es fehlte sogar nicht an geheimnißvoll verbreiteten Spottliedern auf die muthmaßliche Vertraute und theilweise Egeria des Consuls, der es ihr später zur Zeit des Kaiserreichs möglich machte, neben dem Hofhalt der Tuillerien noch im Pavillon Richelieu einen nicht minder glänzenden, auf Unkosten namentlich der Armeelieferanten und Generäle zu halten.

In der kurzen Uebergangsperiode, von welcher also hier die Rede, bewohnte Madame Hamelin das Hôtel Thelusson, das dem Boulevard gegenüber die rue Cerutti im quartier d'Antin abschloß.

Es war ein feenhafter Anblick, dieser Palast, der sich nach der rue Provence hin mit einer ungeheueren halbkreisförmigen Arkade öffnete. Durch

diese Arkade hindurch sah man von der Straße aus in einen reizenden Garten, in dessen Hintergrunde eine Art Tempel in Gestalt einer Rotunde mit zierlichen Säulen auf schön gebauter Unterlage von Felsstücken einen höchst pittoresken Anblick gewährte. Die künstliche Gruppirung ausländischer und doch überaus gut gedeihender Blumen und Gesträuche — die reichen Springbrunnen und gut placirten Statuen — kurz der Totaleindruck des Ganzen rechtfertigte den ihm so oft beigelegten Namen: Feenpalast.

An einem spätsommerlich schönen Herbsttage, denn es war schon volle vier Monate nach dem ersten Auftreten der Mademoiselle Duchesnois im Theatre Français — das am zehnten Tage nach ihrem Debut in Versailles erfolgt war — finden wir bei Madame Hamelin eine geistreich heitere Gesellschaft im Garten versammelt. Die schöne Wirthin des Hauses feierte ein originelles Weinlesefest und präsidirte dabei in dem idealesten Winzerinnen-Costüm, das wohl jemals ersonnen worden ist. Was aber waren alle die funkelnden Juwelen, die als Attributenschmuck des Weinbaues verwendet um die schön gewölbte Stirn sich schlangen, was war der ganze sinnreiche Apparat des symbolischen Festes gegen sie selbst, die

ihr eigenes Werk überstrahlende Fee, wie sie in ihrem Thyrsusstabe den Zauberstab der Herrschaft über jedes Männerherz zu schwingen schien! —

Und nun sei es denn mit Einem Worte gesagt das an sich Komische, so oft im Leben von Motiven der Selbstsucht in die Erscheinung Gerufene: die Schönheit capricirte sich darauf, die Häßlichkeit in ihren besonderen Schutz zu nehmen. — Madame Hamelin capricirte sich darauf, durch ihre Parteinahme für Josephine Duchesnois einmal mit Josephine Bonaparte in großmüthigem Protektionseifer rivalisirend übereinstimmen zu können.

Und sie konnte ihn brauchen, unsere Debütantin, den Schutz einer so mächtigen, das halbe Theaterpublikum beherrschenden Frau, wie Madame Hamelin es war, denn schwere Unwetter zogen an dem Horizont ihrer beginnenden Künstlerlaufbahn herauf. Legouvé's Schülerin hatte gestern am 18. Brümair des Jahres XI (9. November 1802) die ein und zwanzigste und letzte ihrer Debütvorstellungen (achtmal Phädra, fünfmal Hermione, viermal Roxane im Bajazet, zweimal Semiramis und zweimal Dido) dem Publikum vorgeführt. Man hatte ihr unschönes Aeußere über ihre künstlerischen Leistungen vergessen;

das war wohl der unfehlbarste Prüfstein ihrer Befähigung zu hochtragischen Gestaltungen. Ihr edler königlicher Anstand, ihr seelenvolles Organ, die Gewalt ihres wunderbar mächtigen Auges rissen den Zuschauer zu eine Gefühlsschwelgerei hin, die ihn Josephinens eckiges Profil, ihre abschreckende Magerkeit, ihren breiten Mund, ihre häßliche Nase und die Ausdruckslosigkeit ihrer Mimik, sobald ihre Rolle ein stummes Spiel erheischte, vollständig übersehen ließ. Der weibliche Zuschauerkreis liebte es sogar, ihren schönen vollen Arm, die schlanke Taille und die nicht gänzlich vernachläßigte Büste anerkennend hervorzuheben, denn hier war ja von keiner persönlichen Gefahr die Rede. Woher also kam dem harmlosen, nur in dem himmelanstrebenden Elemente ihrer Kunst sich heimisch fühlenden Mädchen die furchtbare Schaar der Widersacher, welche sich gegen sie waffnete? — Wir werden ja sehen.

Seit dreißig Jahren — sie hatte 1772 als Dido debütirt — beherrschte Mademoiselle Raucourt das Theatre Français, wenn auch Anfangs mehr durch ihre Freundin Sofie Arnoult und überhaupt mehr durch Protektion als durch wahre künstlerische Weihe. Der erste Platz am Hofe Melpomene's —

sagt ihr Biograph — dieser erste, von ihr beanspruchte Künstlerrang gebührte ihr keineswegs. Mit ihrer prächtigen Gestalt, ihrer edlen würdevollen Haltung, mit ihrem schönen flammensprühenden Auge war sie allerdings, was die äußere Erscheinung anlangt, eine geborene Semiramis und Kleopatra, Athalie und Léontine. Sie war Meisterin in allen Repräsentations- und Force-Rollen dieses Genre's, obgleich ihr die innere Seelenwärme, ohne welche man die Mutterliebe niemals zur Erscheinung bringen kann, gänzlich fehlte. Ihr Organ war nichts weniger als angenehm. Sie hatte langgezogene, oft ausdrucklose, harte Töne und war überhaupt wahrhaft tragisch nur in Handlungen der Wuth und Verzweiflung. Der langsame, monotone Pathos, womit sie in der Regel die Verse scandirte, ihre ernste, feierliche Diktion ermüdeten das Publikum, seit in Josephine Duchesnois der frische Quell naturalistischer Begeisterung ihm entgegen sprudelte. Man fand plötzlich ihre emphatischen Gesten, die verbrauchten Abgänge, welche ihr Spiel oft in Widerspruch mit der Absicht des Dichters brachten, mehr als alltäglich, man begriff gar nicht, wie man dreißig lange Jahre hindurch für alle diese Fehler, für die häß-

lich langen Arme, für ihre schiefe, die schönsten Attitüden störende Haltung des Körpers, für ihr falsches Spiel und ihren Mangel an Gefühlsinnigkeit habe blind sein können.

Allein Mademoiselle Raucourt war die Person nicht, sich ohne Schwertstreich von dem so lange behaupteten Ehrenplatze am Theatre Français verdrängen zu lassen. Sie hatte schon seit drei Jahren die Idee, in einer durch sie gebildeten Nachfolgerin fortleben, durch ihre Schülerin die Bühne dauernd beherrschen zu können, in das Auge gefaßt. Sie hatte einen Haupt- und Staatsstreich vor, der ihre Feinde zu ihren Bewunderern, ihre Freunde aber zu Posaunenträgern ihres Ruhmes machen sollte. Bei einem Gastspiel in Amiens hatte Mademoiselle Raucourt ein ideal schönes junges Mädchen, Mademoiselle Georges Weymer, die Tochter eines Musikers von bedeutendem Ruf, deren Mutter überdieß eine sehr beliebte Soubrette war, kennen gelernt. Sie prüfte das strahlend schöne Mädchen in dem Verständniß der tragischen Classiker, erstaunte über den Fund, welchen sie gemacht, und nahm alsdann mit Einwilligung der Eltern die junge Georges als ihre Schülerin mit sich nach Paris.

Nach dreijähriger Studienzeit, gegen das Ende von Josephinens Debüt-Vorstellungen, kündigte Mademoiselle Raucourt die junge Debütantin, welche sie gebildet, dem Minister des Innern an. Ihr Auftreten am Theatre Français wurde acht Tage nach dem beendigten Debüt von Mademoiselle Duchesnois in der Rolle der Klytemnestra in Iphigenie in Aulis festgesetzt.

Mademoiselle Raucourt triumphirte. In Josephine Duchesnois hatte sie ein Talent erkannt, das sogar die Häßlichkeit zur Schönheit verklärend zur Alleinherrschaft über die Gemüther geboren schien. In Josephinens Stern mußte der ihre erbleichen, wenn man seinen Glanz vollständig sich zu entfalten gestattete — da konnte nur eine Schönheit, wie die von Mademoiselle Georges, die einem seltenen Talent sich zugesellte, rettend entgegen wirken, denn die Schönheit ist ja Siegerin, wo sie sich zeigt — dachte Mademoiselle Raucourt mit der so oft erprobten Phrase sich tröstend.

Als Josephine Duchesnois in der Rolle der Phädra ihren Debüt-Cyklus beendigt, brach ein wahrhaft fanatischer, zum ausschweifendsten Enthusiasmus gesteigerter Beifallssturm über das bescheidene junge

Mädchen los. Als sie dem Rufe folgend, von Florence geleitet, auf der Bühne erschien, wurde ihr ein Kranz zugeworfen und Florence bedeutet, die bestürzte Debütantin im Namen des Publikums damit zu schmücken. Die Verse, welche dem Kranze beigesellt waren, ermuthigten zum Kampfe gegen die gefürchtete, noch unsichtbare Feindin und zur Verachtung der Pfeile hämischer Kritik, welche der treueste Verehrer von Mademoiselle Raucourt, der Abbé Geoffroi, Feuilletonist des Journal des Debats, gegen die arme Debütantin Duchesnois abgeschossen.

Und in der That, Josephinens Gesundheit begann unter den moralischen Mißhandlungen, deren eigentlichen Quell sie kaum begriff, außerordentlich zu leiden. Sie glaubte an allen Tadel, den sie über sich ausgesprochen las, als an die vollgültigste Wahrheit, und das Aergste, was einer in ihrer Entwickelung begriffenen Bühnenkünstlerin nur geschehen kann, geschah ihr — sie zweifelte an ihrer inneren Befähigung zu ihrer Laufbahn, die ihr des höchsten Strebens werth, ja die ihr das Heiligste schien, dem nur in priesterlicher Weihe zu dienen sei. Madame Lebrun und ihr Lehrer theilten den Schmerz des armen Mädchens. Sie sannen vergeblich auf Heil-

mittel, die — ohne jenen feinen Blüthenstaub, der Seele, wie er als Liebe zur Menschheit in jeder edlen Künstlernatur sich offenbart, von ihr abzustreifen — doch das stolze Selbstgefühl: auch ich bin ein Künstler — in ihr aufrufen sollten. Da aber stets des Weibes entsagende Liebe ihr heiliges Feuer der ganzen Menschheit, sei es nun auf dem Wege der Kunst oder auf der dornenvollen Pilgrimschaft der Pflege menschlichen Elendes zuwenden wird, so war auch Josephine moralisch durch den Opferaltar, an welchem sie stand, schon gerettet. Nur der Zweifel, wie gesagt, ob sie würdig zu der Priesterschaft dieses Allerheiligsten sein möge, dieser Vampyr war es, der ihren Nächten den Schlaf, ihren Tagen die Ruhe und ihren Berufsstudien jene heitere Seelenstimmung raubte, die in der Kunst zur Erkenntniß des Wahren und Schönen so unentbehrlich ist. Sie floh aus Scham über die verletzenden Angriffe, welche sie im Journal des Debats zu erdulden hatte, jede größere Gesellschaft, ihr Auge erlosch, ihre Züge erschlafften.

Legouvé war untröstlich. Es schien ihm jetzt unmöglich, auf geradem Wege mit seiner talentvollen Schülerin weiter auf der Bahn ihres aner-

kannten Strebens vorzudringen. Madame Hamelin oder kein lebendes Wesen sonst, vermochte eine Partei in das streitende Lager zu führen, die mit der Raucourt-Geoffroi-Partei es aufnehmen konnte.

Madame Hamelin, in mehr denn Einer Hinsicht durch das ihr angetragene Patronat sich geehrt fühlend, hatte die Angelegenheit der Mademoiselle Duchesnois mit einem Eifer zu der ihren gemacht, die der Gegenpartei doch einiges Stirnrunzeln verursachte. Sie sah heute namentlich so triumphirend aus, sobald die Conversation über das Thema der nun zu erwartenden Bühnenkämpfe hinrollte, daß die in der Gesellschaft reich vertretenen Freunde der armen Josephine wieder frischen Muth schöpften.

„Und nun noch eine Neuigkeit, die meinen lieben Gästen besser munden wird, als diese armen verschmähten Sorbetièren und Eisfrüchte,“ rief die schöne Creolin, mit einem kleinen Bacchantismus wilder Freude in den gerade jetzt enger geschlossenen Kreis der Duchesnoisisten springend: „Hören Sie, hören Sie!“

Und man hörte, man staunte, man machte seine stummen Frag- und Ausrufungszeichen.

„Der erste Consul,“ begann Madame Hamelin

ihre staunenerregende Neuigkeit, „wacht bekanntlich über dem Gedeihen unserer Manufakturen, wie er nur über dem Lichte seiner Augen wachen könnte."

„Und über Alles, was diesem Augenlichte angenehm ist," warf ein kritisirender Schalk dazwischen.

„Unterbrechen Sie mich nicht," schalt die Erzählerin, ein wenig burschikos mit dem kleinen Fuße stampfend. „Der Befehl, daß alle in den Tuillerien empfangenen Damen nur in inländischen Stoffen als zutrittfähig zu betrachten seien — —"

„Ist eine Gewaltmaßregel, die streng genommen sogar die Handelsfreiheit beeinträchtigt," schloß der Oppositionsmann seine Rede, die mannigfache Unterstützung so gut als Widerspruch fand.

„Ich möchte aber doch wieder ein wenig zu Worte kommen," rief die feurige Creolin endlich mit allen Zeichen lebhaftester Ungeduld. „Ich habe nicht von den Beschlüssen des Consuls, sondern von Madame Bonaparte und Mademoiselle Duchesnois zu sprechen."

„Nun und zwar?" rief der Hörerkreis jetzt in höchster Spannung.

„Josephine Bonaparte," erklärte die schöne Wirthin des Hauses weiter, „besitzt eine wahre Flut von indischen Stoffen mit der wundervollsten Gold- und Silberstickerei."

„Sehr glaublich, wo Geschmack und Prachtliebe neben einer gutgefüllten Kasse die Einkaufsfragen in die Hand nehmen. Will sie die prächtigen Stoffe etwa versteigern?"

„Jugend und Schönheit bedürfen keiner indischen Gold- und Silberstoffe, um die Augen zu blenden und die Herzen zu fesseln," flüsterte ein junger Doktor der Rechte der reizend koketten Fragerin ins Ohr.

„Mademoiselle Duchesnois wird in diesen Tagen zur Gründung ihrer Bühnengarderobe mit diesen Stoffen beschenkt," sprach Madame Hamelin, mit stolzem Siegesblick im Kreise sich umschauend. „Ein prachtvoller Topasschmuck, das Geschenk des portugiesischen Gesandten, wird noch hinzugefügt werden, und nun soll irgend eine Bühnengröße, die jemals gelebt hat oder noch lebt, kommen und sagen, sie habe eine Garderobe aufzuweisen, die an

Echtheit und Reichthum mit der unserer Debütantin sich messen gekonnt*) oder kann."

„Unsere schöne Wirthin scheint ihre interessanten Details aus der besten Quelle geschöpft zu haben," bemerkte der durch seine Abhandlung: Gewölbe unter einem Flußbett zu bauen — später so berühmt gewordene Ingenieur Brunel.

„Es datiren diese Details auch ohne allen Zweifel von einer Madame Bonaparte ganz nahe stehenden Person," fügte ein Kammervirtuos hinzu, der einige Rechte zur Eifersucht auf die feurige Creolin zu haben schien oder zu haben affektirte. „Ich wünsche nur, daß Mademoiselle Duchesnois das Fach der tragischen Königinnen, welches sie beansprucht, auch wirklich behaupten könne."

„Gegen die Cabale oder nach ihrer Befähigung?" fragte Legouvé ein wenig gereizt.

„Von beiden Standpunkten aus," lautete die Antwort.

„Der Cabale stellen wir eine kleine Armee Gutgesinnter entgegen," tröstete Madame Hamelin

*) Diese Gründung der werthvollen Costümgarderobe von Madame Duchesnois ist laut Josephinens zuverläßlichster Biographin eine ganz entschieden beglaubigte Thatsache.

mit überzeugendem Eifer. „Die Studenten der Medizin und der Rechte, den größten Theil der garnisonirenden Offiziere und Armeelieferanten — auch ein kleines Advokatencorps, nicht wahr, liebster Duprez — steht unbedingt auf unserer Seite, und was die Befähigung anlangt, nun ich denke, unsere Josephine hat in dem Herzen der Franzosen Wurzel gefaßt*).

„Ach, ich fürchte, die übermächtige Schönheit der Mademoiselle Georges wird noch tiefer in die Herzen der applaudirenden Männerwelt wurzeln," seufzte eine niedliche Soubrette vom Theater Français ziemlich kleinlaut. „Sie soll ja ein wahres Wunder von Lieblichkeit sein."

„Die Wunder wirken eben nicht lange," tröstete Florence lachend. „Ist sie eben nur eine wundervolle Schönheit, so ist ihr Einfluß mit dem Reize der Neuheit entschwunden. Nicht dieses Armesündercolorit, liebster Legouvé," fügte er, den Freund unter den Arm nehmend und mit ihm nach einer der einsamsten Seitenpartien des Gartens einbiegend,

*) Ein damals von Josephine Duchesnois bekanntes Bon-mot: Elle a pris racine — das über ihre naturalistische Begeisterung für Racine in Umlauf gekommen.

hinzu, „wir schwören ja Beide zu Einer Gottheit, wir suchen die Wahrheit in der Natur.“

„Gerade heraus, Florence, was fürchten Sie?“ drang der Dichter, als er sich mit dem Freunde allein sah, in Josephinen's Mitbildner. „Sie steht schutzlos unter einer Schaar von Wölfen.“

„Sie soll den Schutz, dessen sie freilich wohl bedarf, in sich selbst suchen und finden lernen, doch zum Finden müssen Sie ihr behilflich sein; mich stellt sie nicht hoch genug, um meinen Rath so zu beherzigen, wie den Ihren!“

„O, Florence, sie ist wahrlich nicht undankbar.“ —

„Nein, aber Alles an ihr ist sensitive Inspiration und sie hat Recht, mich tiefer zu stellen, als ich streng genommen in ihrer Hochschätzung stehen möchte. Aber hören Sie, man könnte uns bald wieder stören. Die Georges wird bei ihrem Erscheinen auf der Bühne halb Paris in einen Taumel des Entzückens versetzen. Sie ist keine schöne Statue, sie ist Leben und Poesie vollauf, obgleich Josephinen's innere Wahrheit, obgleich die schmerzvoll geheiligte künstlerische Weihe unserer Schülerin ihr

fehlt. Josephine liebt und weiß sich ungeliebt, weil sie ihre Reizlosigkeit kennt. Die stolze Seele der Georges liebt nichts, als ihren werdenden Ruhm, und läßt sich lieben, wie das Bild, das auf dem Schämel ihrer Füße in Seide genäht, von ihr getreten wird, obgleich es ihr nützt. Flüstern Sie Josephinen, wenn ihr Geist unter Geoffroi's unbarmherzigen Geißelhieben zu erliegen droht, den Namen Etienne Barrot zu — oder nein, um Gotteswillen nein — aber sagen Sie ihr: Deine Valencienner verdienen, daß sie mit Stolz auf ihre Landmännin sehen. Das unselige

Brulée de plus de feux que je n'en allumai, das durch Geoffroi's hämische Kritik gleichsam als Motto ihrer Vergangenheit wie ein höhnendes Gespenst die arme Josephine umtanzt, soll ihr zum Heil, es soll ihr ein Segen werden. Lehren Sie sie, auch s c h w e i g e n d ihr Ich, die kleinlichen Verhältnisse, in denen sie gelebt, lehren Sie sie überhaupt, den Druck jener Verhältnisse über den Anforderungen vergessen, die Racine an die Künstler macht, welche seine unsterblichen Schöpfungen plastisch gestalten sollen. Josephinen's Arme sind zu lang, um dieser Geste des Vorstreckens und vor sich her Bewegens

ihrer an sich schönen Arme jene Berechtigung zuzugestehen, welche der Leidenschaft, sobald sie die Schranken des Selbstbewußten durchbricht, über die Regeln der Aesthetik hinaus zuweilen zugestanden werden. Diese unerlaubte Geste ist ein Theil jener Josephine am Herde von Madame Boursault, sie muß ihren Feinden solche Waffe gegen sich aus den Händen spielen, sie muß von der Ueberzeugung durchdrungen werden, daß die Leidenschaft auf der Bühne in die Fesseln ästhetischer Form sich zu schmiegen hat. Wenn Geoffroi sagt: „sie sieht dann so erschrocken aus, als sei ihr die Milch an „dem allzu großen Feuer übergekocht" — so ist das jene schamlose Kritik, die sich selbst mit der Faust in das Auge schlägt. Wenn ich aber, Josephinen's wärmster Freund, Sie bitte: lassen Sie das Mädchen einige Monate lang die Bühne nicht wieder betreten und wecken Sie bis dahin den selbstbewußten Stolz der Künstlerin in ihr, die siegen will, weil Gott ihr die Waffen zum Siege gegeben, die Waffen, die sie nur muß führen können, so denke ich doch, daß Sie mich nicht mit einem Geoffroi in die Klasse parteiwüthiger Tadler werfen werden. Noch einmal Legouvé, lehren Sie Josephinen sich selbst vergessen, die Form ehren

und ihrer schweigenden Liebe einen unvergänglichen Tempel bauen — so ist sie gerettet und bleibt Siegerin in dem bevorstehenden Kampfe mit ihrer glänzenden Nebenbuhlerin. Gute Nacht, mein Freund, dort sehe ich die Hamelin mit Boursault und dem Capitän Dupré auf uns zukommen. Ich bin jetzt nicht in der Stimmung, ein Witzfeuer schöner Worte als Ehrensalve loszubrennen. Wer vermißte auch mich, wenn man Sie hat."

III.

Die Prophezeihung des Schauspielers Florence in Bezug auf Mademoiselle Georges Weymer ging vollständig in Erfüllung. Diese von Josephinen's Partei schon vor ihrem Erscheinen so sehr gefürchtete Nebenbuhlerin betrat am achten Frimaire, zwölf Tage nach dem Schluß von Josephinen's Debüt-Vorstellungen das Theatre Français, wie die Referate über die damaligen Bühnenzustände lauten, mit einer Führerin, die von sich rühmen durfte:

Nourrie dans le serail, j'en connais les détours.

Es war, wie schon gesagt, die Rolle der Klytemnestra (Iphigenie in Aulis), in welcher Mademoiselle Raucourt dem Publikum ihren Zögling vorführte. Die Erscheinung der jungen Debütantin auf der Bühne erregte Anfangs ein stummes Staunen der Ueberraschung, dann brach ein unwillkürliches Gemurmel der Bewunderung sich Bahn. Aus dem Gemurmel wurde ein Ruf der Begeisterung im ganzen Saale: „Wie schön, o wie schön ist sie" *) — und kaum konnte die Debütantin vor dem ihr gespendeten Applaus zu Worte kommen. Aber auch welch' eine edle und doch gleichsam schwebend die Bühne beherrschende Gestalt! Welch' feiner biegsamer Wuchs, welch' ein Auge voll Klarheit und Lebhaftigkeit, ein Auge, dessen beweglicher Ausdruck die geheimsten Tiefen edler Leidenschaften auszudrücken versprach. Dabei eine unbeschreibliche Anmuth aller Bewegungen, eine seltene Zartheit des Ausdruckes, ein biegsames volltönendes Organ. Man glaubte die

---

*) Thatsache.

Schönheit Aphroditens und die Majestät der Juno unter Melpomene's Diadem vereinigt zu sehen.

Einer aus jenem Heere der Duchesnoisten, von denen das oft bewährte Sprichwort galt: „Schütze mich Gott vor meinen Freunden, mit den Feinden will ich schon fertig werden" — beging die unverzeihliche Taktlosigkeit, während dieser ersten Debütvorstellung der Mademoiselle Georges Zeichen des Mißfallens hören zu lassen. Die allgemeine Entrüstung darüber war nur allzu gerecht und hatte die ganz natürliche Folge, den Triumph der jungen Debütantin nur um so glänzender zu machen. Daß sie nach beendigter Vorstellung mit einer wahren Jubelhymne des rauschendsten Enthusiasmus gerufen wurde, bedarf eigentlich kaum der Erwähnung. Daß aber auch Mademoiselle Raucourt auf die Bühne verlangt und mit den schmeichelhaftesten Beifallsbezeigungen über die Bildung dieser Schülerin überhäuft wurde, verdankte sie vielleicht nur dem so unklugen als ungerechten Parteifanatismus der Duchesnoisten; denn daß man durch diese Ehrenbezeigungen, welche Josephinens ärgste Widersacherin erfuhr, deren ganze Partei am tiefsten verwunde — das fühlte das Parterre sehr wohl heraus.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß eine ehrenwerthe unparteiische Kritik, wie man sie von dem Redakteur des Feuilletons im Journal des Debats wohl eigentlich hätte erwarten müssen, die beiden Debütantinnen einander genähert und einer Jeden das Rollenfach angewiesen haben würde, das ihren Talenten angemessen, denn Beider Talente wichen so gänzlich eines von dem andern ab, daß die Natur der Dinge auf eine Ergänzung, keineswegs aber auf eine Vergleichung beider Künstlerinnen hinwies. Was aber that Geoffroi? — Er beschränkte seine Beobachtungen ganz auf das Allgemeine, schürte das Feuer der Parteiwuth und ließ seine brillanten Witzfunken eigentlich nur leuchten, um das Küchenfeuer in Erinnerung zu bringen, an dem Mademoiselle Duchesnois noch vor acht bis zehn Monaten gestanden. Mit Recht muß man diesem gewissenlosen Feuilletonisten den größten Theil der Schuld an den später sogar in Thätlichkeiten ausgearteten Parteikämpfen und der immer weiter zwischen beiden Künstlerinnen sich öffnenden Kluft zuschreiben. Nicht weniger unvorsichtige, obgleich weit weniger tadelnswürdige Schriftsteller ergriffen nun auch für Mademoiselle Duchesnois die Feder und kämpften mit den schärf-

sten Waffen der Satyre gegen Geoffroi's parteiwüthige Gemeinheit. Der jüngere Theil der regelmäßigen Theaterbesucher reihte sich kampflustig unter die verschiedenen Fahnen dieser Kritik. Das Parterre des Theatre Français artete in einen wahren Kriegsschauplatz, mit wohl formirten Reihen parteiwüthiger Kämpfer, aus.

Nach mehreren kleinen Gefechten, deren Verlauf auf das Genaueste in den Journalen beider Parteien referirt wurde, kam es zu einer Hauptschlacht, deren Erfolg wenigstens insofern ein günstiger zu nennen war, als nun auch von Seiten der Intendenz etwas geschehen mußte, die eingerissene Unordnung in die Grenzen anständiger Parteinahme und den gesitteten Kunstfreund in das von ihm verlassene Parterre zurück zu führen.

Mademoiselle Georges spielte zum zweiten Male die Rolle der Phädra. Die Armee der vom Publikum scheinbar ganz aufgegebenen Josephine Duchesnois hatte sich der ersten Bänke des Parterre bemächtigt; sie bildete wie immer das Hauptcentrum unter dem großen Kronleuchter und es wird sich späterhin ausweisen, wie gut diese Stellung gewählt war. Dagegen dehnte die Kriegsschaar der Mademoiselle

Georges ihre Reihen viel weiter aus, denn sie war an Zahl den Duchesnoisten außerordentlich überlegen.

Sobald Mademoiselle Georges erschien, wurde sie mit einer dreifachen Applaussalve empfangen, die so gewaltig in den Räumen des ganzen Saales wiederhallte, daß ein anderer Laut gar nicht aufzukommen vermochte. So oft Phädra nur Athem holte, oder gar zum Sprechen den Mund öffnete, wiederholte sich dieser Beifallsenthusiasmus mit immer steigender Wuth bis zu Ende der Vorstellung. Schon war das Siegesgeschrei der Georgisten in gar nicht zu dämpfender Stimmenmehrheit erklungen, als die Partei Josephinens, welche man im Rückzug wähnte, mit so drohender Entschiedenheit den Wöchner des französischen Schauspiels vor die Rampe forderte, daß an ein Verweigern dieses so stürmisch kund gegebenen Verlangens gar nicht zu denken war. Florence, der Semainier perpetuel der damaligen Schauspielergesellschaft vom Theatre Français, leistete also — vielleicht nicht so ganz unvorbereitet, als es den Anschein haben mochte — dem diktatorischen Rufe augenblicklich Folge. Man ertheilte ihm jetzt kurz und bündig den Befehl, die Rolle der Phädra von morgen ab an Mademoiselle Duchesnois übergehen

zu lassen, und verlangte das Erscheinen Josephinens mit einer Festigkeit, die dem Wahnsinn nahe kam. Die Künstlerin erschien aber nicht und Florence beschied ihre Partei, daß Phädra für Mademoiselle Georges auf dem Repertoir sei. Jetzt erreichte der zur Raserei sich steigernde Unwille den höchsten Gipfel. Den bedrohlichsten Schmähungen folgten Thätlichkeiten, wie sie nur auf die Barrikaden gehören. Die Armee der Mademoiselle Duchesnois — deren Losungswort „Feuer" — vertheidigt, ihre Stellung behauptend, die Barrière, welche das Parterre vom Orchester trennt, und wirft, während man sich unten schlägt, durch eine ihrer Colonnen eine Abtheilung Georgisten — deren Feldgeschrei „Blair" — welche die Bühne erstiegen, gleichsam im Sturme zurück. Die Bühne war den Eroberern nicht wieder zu nehmen. Nicht allein Fetzen von Kleidern und Hüten, auch ganze Büschel Haare und Blutflecken allenthalben gaben das Zeugniß, wie ernst dieser im Grunde lächerlich traurige Kampf gemeint sei.

Endlich erscheint die bewaffnete Macht, und zwar in einem Augenblicke des grimmigsten Zerfleischens beider Parteien. Ein junger Literat, halb Jurist, halb Philolog, ohne Eines von Beiden, ohne

überhaupt etwas Anderes zu sein, als Geoffroi's Geschöpf und Geoffroi's Organ, hielt den Kampf an der Barrière durch sein heiseres Geschrei „feu reste feu" *) mit den gefährlichsten aller Waffen, mit der des Spottes, aufrecht. Die Schlachthymne der Georgisten: „Brulé de plus de feux, que je n'en allumai" — wurde mit erneuerter Wuth angestimmt und die die Bühne behauptende Colonne Duchenoisten machte sich schon fertig, das eroberte Terrain zu verlassen, um den hart bedrängten Freunden an der Barrière zu Hülfe zu kommen. Da — mit der Schnelligkeit eines Augenblicks — erscheint eine hohe kräftige Männergestalt auf der obersten der amphitheatralisch über einander gethürmten Orchesterbänke. Mit der Behändigkeit eines Jongleurs ist er auf der andern Seite wieder herab, bricht sich mit unwiderstehlichen Faustschlägen Bahn durch das Parterre bis zu Geoffroi's Schildträger, packt das schwächliche Männchen mit einem sichern Griff um die schlanke Taille und wirft es sich über die Schulter. Schon hatte Etienne Barrot — denn er

---

*) Unübersetzbares Wortspiel, da feu auch „selig verstorben" bedeutet.

war Josephinens erbitterter Rächer — mit seiner zappelnden Beute das Gros der „Feuer-Armee" erreicht, schon schien es, als ob das Komische der Situation, in welche der arg bedrängte Parteiführer der Georgisten sich gebracht sah, die Lachlust anregen und der Zerfleischungswuth damit Einhalt thun wolle, als eine schwere Hand auf Etienne Barrot's Schulter sich legte. Er war der Erste, den man verhaftete. Die schwer errungene Beute wurde ihm abgenommen, doch nach Art der Skorpione rächte sich der Befreite an seinem Centauren noch durch einen Faustschlag in das Auge, dessen Folge ein jähes Nachrieseln des Blutes war.

Auch von Seiten der Bühnenverwaltung geschah nun — wenn auch wie bei so vielen wichtigeren Veranlassungen ein wenig zu spät — etwas, das die kampfesheißen Parteien wenigstens für den Augenblick beruhigte. Florence erschien abermals auf der durch so widerwärtige Scenen entweihten Bühne. Er hatte im Namen der Intendanz die Meldung zu thun, daß Mademoiselle Duchesnois die Amenaide im Tancred als Antrittsrolle spielen werde, Andererseits wollte man aber auch die Debutrollen von Mademoiselle Georges mit der heutigen als beendigt

ansehen, sie werde unmittelbar nach Mademoiselle Duchesnois' Antrittsrolle die Mérope als die ihrige spielen. Die Gemüther beruhigten sich nun insofern, als jede der beiden Parteien sich den Sieg zuschrieb, und als die Hauptführer des Kampfes von ihrer Anstrengung im Gefängniß ausruhten.

IV.

„Dies also ist die Pforte, o Du göttliche erhabene Kunst, durch welche ich in Deinen Tempel treten soll!" rief Josephine Duchesnois, als sie von den greuelhaften Scenen im Theater hörte, „O könnte ich entsagen, könnte ich es nur; allein es hält mich fest wie mit tausendfach unzerreißbaren Banden, und wiederum bin i ch es doch eigentlich nicht, die sich nach dem Erhabenen drängt, dem ich nur demüthig als Magd diene.

„Was ist es nur, das mich in diese mir so fremde Welt geworfen, was ist es, das allüberall, wo nicht die Hallen der Kunst schirmend über meinem Haupte sich wölben, mich anweht wie eine Luft, die nicht

meiner Heimath entstammt? — Mir ist, als wär' ich überall allein, haltlos, verlassen, wo nicht des Dichters Geist mich umschwebt, mich trägt und schützt. O Etienne! Etienne! ich habe mich in Dir verloren, aber die heilige Jungfrau war mir eine gnädige Fürsprecherin und ich ward wiedergeboren in der Erkenntniß des göttlichen Racine. —"

Florence hatte ängstlich Sorge getragen, daß Josephine von Barrots Gefangennehmung nichts erfahre. Wer beschreibt also ihren Schreck, als eines Tages Etienne's Frau mit zornfunkelnden Augen bei ihr einbrach, um die bestürzte, auf das Aeußerste erschrockene Künstlerin über die Verhaftung ihres Mannes und überhaupt über das Einmischen Barrot's in einen Skandal zur Rede zu setzen, der einen schlichten Häusler gar nicht kümmern dürfe. Die Valencienner Burschen, nicht die Männer braver Frauen, möchten sich immerhin für sie, das Valencienner Kind, die Hälse brechen, wenn sie der Meinung seien, daß es sich der Mühe lohne, lachte sie mit wilder Rohheit auf. Etienne solle fortan schön zu Haus bleiben und seinen Kohl bauen; was zum Verkauf in die Stadt müsse, werde sie nun selbst

mit dem Knechte dorthin schaffen. Jetzt zuförderst habe sie ihren Vetter aus der Haft loszumachen.

Josephine, von dieser Scene rohester Eifersucht, wie sie doch der schönen Margot gegen die reizlose Verwandte so schlecht anstand, in tiefster Seele verletzt, war doch über Etienne's Schicksal noch weit mehr bekümmert, als über die ihr zugefügte Kränkung erbittert, und noch mehr beglückt über diesen erneuerten Beweis der Theilnahme ihres Vetters, als sie bekümmert und gekränkt war. Sie beruhigte Margot mit der Versicherung, daß Etienne wahrscheinlich diesen Abend noch mit ihr heimkehren werde, und fuhr, als sie Margot ziemlich getröstet an einen wohl besetzten Tisch placirt, geradewegs zu Frau von Montesson, um den Rath und Beistand dieser vielvermögenden Frau zu erbitten. Ohnweit der Wohnung ihrer Gönnerin, auf dem Wege der Heimkehr nach seinem Dörfchen begegnet ihr Vetter Barrot, ein Tuch um das linke Auge gebunden. Josephine, die der Schreck über diese Wahrnehmung ganz überwältigt, läßt augenblicklich halten, springt aus dem Wagen, ruft Etienne mit dem Ausdruck der höchsten Angst zu sich heran und achtet es nicht,

daß die Vorübergehenden der befremdlichen Scene einen zweifelhaft lächelnden Beifall spenden.

Barrot erblickt, auf den Ruf seines Namens sich umschauend, seine Base in der großen Toilette einer Audienzvisite bei Frau von Montesson auf sich zueilend. Er erräth wenigstens zur Hälfte die Wahrheit und hat Takt genug, die arme Josephine nur so schnell als möglich den kritisirenden Blicken der Umstehenden zu entziehen. Mit rascher Hand sie in den Wagen hebend, schwingt er sich, ihre Einrede nicht beachtend, neben den Kutscher auf den Bock, und bestimmt diesen zur Rückfahrt nach Mademoiselle Duchesnois' Wohnung.

Margot war nach beendigter Mahlzeit in ihrem weichen Lehnstuhl mit der schönen Berechtigung einer so verdauungskräftigen als verdauungsbedürftigen Natur sanft und fest entschlummert. Sie erwachte auch weder durch das Geräusch der Eintretenden noch durch das halb laute Gespräch, das Barrot und Josephine, in das offen stehende Nebenzimmer sich zurückziehend, mit einander pflogen.

„Etienne! um Gottes Barmherzigkeit willen, wie ist das nur so gekommen und was ist mit Deinem armen Auge geschehen! —“ rief das geängstete Mäd-

chen, die Hände ihres Vetters mit stürmischer Leidenschaftlichkeit fassend. „Um mich! um mich! das ist ja entsetzlich.“ — Sie brach in heiße Thränen aus und warf sich ihrer Gefühle nicht mehr mächtig, vor dem still Geliebten auf die Kniee.

„Nimm es nicht so hoch auf, Base,“ sprach Etienne, sie mit starkem Arm vom Boden erhebend. „Und wenn einer jetzt käme und sagte: es gilt Deine beiden Augen, Barrot, wenn Du das Geschehene nicht bereuest, ich müßte mich mein Lebelang am Blindenstabe forthaspeln. Der Mensch hat nur Ein Herz, das muß frei klopfen, es muß der Faust manchmal ein wenig auf die Sprünge helfen dürfen, wo sie zuschlagen und dem Rechte zum Rechte verhelfen soll. Die Kanaille, so Dir und mir es angethan, sollte nur ein wenig an die Luft gesetzt werden und Schweigegeld besehen, wie sie's verdient, das hatten wir Valencienner ihr zugeschworen, und daß wir's noch halten, darauf kann sie Gift nehmen.“

„Etienne, Du weißt nicht, wie wehe Du mir thuest mit diesem wilden Zorneseifer, der nicht in Deiner Natur liegt,“ klagte Josephine, die Hände bittend zu ihrem Vetter gefaltet. „Du hast Frau

und Kind und denkst nicht daran, mit welchen Schmähungen Dein Weib mich überhäufen muß, wenn sie Dein Auge Gott weiß in welchem gefährlichen Zustande erblicken wird."

„Nein, Base, nein und tausendmal nein," entgegnete der junge Bauer, trotzig mit dem Fuße stampfend. „Ich habe nichts bedacht und nichts überlegt, als daß sie Dich schmähten, Dich, den Stolz Deiner Valencienner, Dich, die wir verloren, weil Du über unsere Häupter emporgeblüht bist wie die Blume aus dem Kraute, das sie unter sich zurückläßt. Doch weil wir Dich verloren, weil Du unsers Gleichen nimmermehr werden kannst oder wohl niemals warst, so sollst Du glücklich sein in der Region, dahin Gott durch die Dir verliehene Gaben Dich gestellt. Dein Glück soll das unsere sein, es soll uns Dich ersetzen, es soll die Sonne sein, welche uns tröstet, wenn wir in der Heimath trauernd Deiner gedenken. Du, Josephine, und mein Bübchen, ihr seid Etienne Barrots Leuchte in dem trüben Regentag seines Lebens."

„O Vetter, Vetter! mache mir das Herz nicht schwerer als es schon ist! —" rief Josephine in

Wehmuth fast vergehend. „Ich hab's ja noch so gar schwer auf dem Herzen, was ich Dir sagen muß."

„Und was ist's? — Lauere nicht damit im Hinterhalt, wie ein Feind, der erst trifft, wenn man den Rücken zum Gehen wendet."

„Wir sehen uns heute zum letzten Mal. Du darfst mich nicht mehr besuchen, wenn Du zur Stadt kommst."

„Kommt das aus Deinem Kopf und Herzeu oder — ist's die Eifersucht, die das verbietet? —"

„Du schneidest mir in das Herz mit Deinen Fragen," antwortete das unglückliche Mädchen ausweichend. „Wie würde ich diese Bitte thun, wenn es nicht sein müßte? —"

„Die Pariser Valencienner erzählen sich, die Hamelin wolle Dich ermorden lassen, weil ihr Spielpächter mehr Geschmack an Dir finde, als an dieser Mameluckin. Hörte ich die Wahrheit, Josephine! hörte ich sie? —"

„Ach guter Etienne, mich läßt Niemand aus Eifersucht ermorden," antwortete die Gefragte mit einem so herzzerschneidenden Lächeln, daß ihr Verwandter seine Frage schmerzlich bereuete. „Selbst Mademoiselle Raucourt, vielleicht meine einzige wahr=

haft erbitterte Feindin, nimmt sich die Mühe nicht. Sie bekämpft mich sicherer mit den Waffen von Mademoiselle Georges unwiderstehlicher Schönheit. Doch nicht von mir Vetter, von Dir laß' uns reden und dann — scheiden."

„Niemand löscht in kalter Winternacht sein Licht, eh' er schlafen geht, und Du bist mein Licht und meine Lebenstage sind kalt wie die Nächte im Januar. Ich sage nicht Ja zu Deinem harten Gebot. Noch einmal Josephine, was ist's, das mir Dein Herz so ganz entfremdet? —"

„O Etienne, hätte ich tausend Leben und ich könnte sie alle nur für ein Haar auf Deinem Haupte opfern, an dem Dein Glück hinge, ich gäbe sie freudig hin. Aber dort ist Dein Weib, sie hat Rechte und schenkte Dir Deinen Knaben. Betrübe sie nicht um meinetwillen, ich würde nicht mehr ruhig und bedarf doch der Ruhe so sehr. Aber noch Eines mein Vetter, und diese Bitte schlage mir nicht ab. Schicke mir zuweilen Dein Söhnchen und laß' das Bübchen manchmal einen Tag oder zwei bei mir verweilen. Es soll Dir ja ähnlich sein, soll Deine treuen Augen und Dein herziges offnes Lachen haben, ich will es mich lieben lehren und will mir erzählen lassen von

seinem Vater — o schlag' mir die Bitte nicht ab, denn ich brauche doch auch ein wenig Sonnenschein zum Leben."

Der arme Barrot stierte von dem Augenblicke an, als Josephine seines Weibes gedachte, mit dem Ausdrucke finsterer Schwermuth zu Boden.

„Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Bösen," betete er still vor sich hin, und der schwere Sieg über sich selbst war errungen.

„Du schickst mich in die Verbannung," sprach er nach einer langen Pause des Schweigens ernst und düster, „aber Dich selbst kannst Du doch nimmer aus meinem Herzen verbannen. Den Buben sollst Du haben, so oft Du nur willst, und seinen Vater auch, sobald Du seiner bedarfst; sonst will er nicht in zudringlicher Freundschaft Dir eine Last werden. Sei glücklich, Josephine, und vergiß doch nicht ganz des lieben Dörfchens, wo Etienne Barrot Dein glücklicher Spielgefährte war!"

„O, Etienne! Etienne! — wäre das noch so!" rief Josephine, von der Qual des Scheidens ganz erdrückt und aller Selbstbeherrschung bar. „Lebe

wohl, lebe tausendmal wohl, ich bewahre Dir ein treues Angedenken!“

Er umschlang sie stürmisch — sein erster und letzter Kuß glühte auf ihren Lippen. Dann riß er wie sinnlos sein Weib aus ihrem Schlafe empor und war mit ihr verschwunden, noch ehe das in Schmerz vergehende Mädchen sich besinnen und überlegen konnte, was geschehen sei oder was um Margot's willen noch geschehen müsse.

V.

Nach einem Zwischenraume von drei Monaten — seit dem Abschluß ihrer Debütvorstellungen bis zu ihrer Antrittsrolle als Amenaide — betrat Mademoiselle Duchesnois die Bühne zum ersten Male wieder, und zwar als eine in diesem Zeitraume um drei Jahre gereifte Künstlerin. Er soll nicht mehr um mich bangen oder gar um meinetwillen sich gefährden, das war nächst dem heilsamen Wermuth ihrer unglücklichen Liebe die Wurzel von Josephinen's gereifter Künstlerschaft. Hatten schon sogar die

fanatischen Anhänger der reizenden Georges die allgemeine Bemerkung, daß unstreitig mehr innere Künstlerweihe Josephinen's Spiel durchglühe, wenigstens gegenseitig sich zugestanden, so ist namentlich die der Amenaide folgende Ariadne der Mademoiselle Duchesnois als ein in den Annalen des Theater Français Epoche machendes Meisterwerk aufgezeichnet worden. Josephine schuf, was sie gab, mit dem schmerzdurchglühten Feuereifer ihrer reinen, tief empfindenden Seele. Ihr Lehrer war ein Dichter, kein Bühnenkünstler gewesen, das unterschied sie von Mademoiselle Georges, die nur eine talentvolle und überaus gelehrige Schülerin von Mademoiselle Raucourt war. Nicht allein die Partei der Duchesnoisten, auch die ihrer Rivalin, gestand es ganz leise sich zu, was jene laut und triumphirend in ihren Journalen anpries, die ausgemachte Thatsache nämlich, daß die Georges Weymer in ihrer Auffassung, ihren Stellungen und Gesten nur eine sclavische Nachahmerin ihres Professors, nur eine ideal verjüngte Mademoiselle Raucourt sei.

Ueberhaupt dauerten die Feindseligkeiten beider Parteien so lange fort, als beide Künstlerinnen zugleich, und zwar eine Jede in der ihr eigenen

Sphäre, Zierden des Theatre Français waren. In den Journalen, der Arena jener Athleten — wie es in den Referaten der damaligen Zeit lautet — jener Athleten, deren Degen die ebenso spitze Feder, deren Stütze schaukelnde Sophismen, deren Verbündete die maßloseste Uebertreibung — in den von Beleidigungen und gemeinen Schimpfreden beschmutzten Journalen entzündete sich ein so zorneswüthiger Parteienkrieg, als er nur jemals um eine Krone geführt worden ist. Umsonst war es, daß Josephine, deren friedliebender Sinn außerordentlich unter dem Druck dieser widerwärtigen Verhältnisse litt, wenigstens einen Waffenstillstand der Feindseligkeiten dadurch anzubahnen suchte, daß sie sich öffentlich bereit erklärte, mit Mademoiselle Georges zugleich auf der Bühne zu erscheinen. Die ganz von Mademoiselle Raucourt beeinflußte Georges willigte in dieses Zusammenspiel nur unter der Bedingung, daß es in der Rolle der Dido geschehe, daß aber diese zum Repertoir der Mademoiselle Duchesnois gehörende Titelrolle von ihr, die Prinzessin hingegen von ihrer Rivalin gespielt werden müsse. Auch darein willigte Josephine, doch gab eben gerade die seltene Vollendung dieser Dar-

stellung der Dido wiederum Veranlassung zu den hitzigsten Debatten in den Journalen. Die giftigsten Artikel darüber, ob Mademoiselle Duchesnois, Mademoiselle Raucourt und Mademoiselle Georges in den Königinnenrollen, und ob Mademoiselle Georges, Mademoiselle Fleury und Mademoiselle Duchesnois in den Prinzessinnen alterniren sollten oder dürften, erhitzten die Gemüther und rissen das Publikum in die unerquicklichste aller kritisirenden Parteiwüthigkeiten: in die zersetzende Rollenmonopol-Manie mit hinein. Wenn die Georgisten die Hermione, Alzire, Amenaide u. a. als in das Mademoiselle Georges zugetheilte Rollenfach der Königinnen gehörig ihr ausschließlich erhalten wissen wollten, so behauptete dagegen Josephinens Partei: diese Damen seien doch eigentlich nur mehr oder weniger von dem höchsten Range der Königinnen sich entfernende Prinzessinnen und gehören deshalb in das Rollenfach von Mademoiselle Duchesnois. Es half nur wenig, daß einige redlich gesinnte, unparteiische Journale das Urtheil des Publikums zur Wahrheit zu leiten suchten. Der Skandal bewährt seine Anziehungskraft dadurch, daß er amüsirt, daß er besser unterhält, als die trockene, erst

auf Unkosten des Nachdenkens mühsam aufzusuchende Wahrheit. Die Rollenfächer, worin beide Künstlerinnen sich auszeichnen, sagte die aufrichtige Kritik, sind so verschieden, als eben die Art ihrer Talente es ist. Mademoiselle Duchesnois, deren schlanker, zarter Wuchs und deren ganzes äußere Gepräge mehr Anmuth als Majestät ausdrückt, hat mehr Pathos und ist überhaupt in den Gefühlsrollen unübertrefflich. Schon ihr biegsames, harmonisches Organ, ihr weiches, obgleich lebhaftes Muskelspiel, der Ausdruck der Sanftmuth und Güte, welcher ihre Züge beherrscht, machen sie geeigneter für die Gefühlspartieen als für die Force- und Repräsentationsrollen. Zwar erhebt sie sich, sobald der tragische Genius ihre Seele durchglüht, zu der hoheitvollen Würde, welche Melpomene von ihren Priesterinnen verlangt; zwar scheint sie dann gleichsam vor den Blicken der erstaunten Zuschauer zu wachsen, allein jener majestätische Stolz, jener Adel der Repräsentation, mit Einem Worte jene Königinnen-Natur, womit Mademoiselle Georges ihre Kleopatra, Leontine, Semiramis u. a. ausstattet, ist ihr nicht eigen. Wenn Mademoiselle Duchesnois in ihrer Ariadne, Rodogune und vor Allem in der neuerlich von ihr ge-

schaffenen Maria Stuart uns die Natur zeichnet, wie sie ist, sehen wir sie in den Leistungen der Mademoiselle Georges durch die Kunst verschönt. Aus einer feurigen, tief und wahr empfindenden Seele strömet der überwältigende Eindruck des Spieles der Mademoiselle Duchesnois uns zu. Sie ist überreich an erhabenen und unvorhergesehenen Blitzen momentaner Inspiration und dieser Zweig ihres schönen Talentes erhebt sie zu der Höhe, auf der in dieser Hinsicht einzig und allein Mademoiselle Dumesnil gestanden.

Der Ausdruck einer sich selbst verzehrenden Liebe ist das Gefühl, welches von dieser Künstlerin am treuesten abgespiegelt wird; sie scheint in diesen Rollen nur ein dem Sohne der Venus fallendes Opfer. Der Ausdruck der Rache, der Verzweiflung, des Schreckens selbst scheinen oft durch die Art, wie sie dieselben ausdrückt, das Ergebniß dieser täuschenden und in ihrer Täuschung so fürchterlichen Leidenschaft zu sein. Während sie in ihrer Phädra, Dido, Ariadne u. a. geradezu Vollkommenes leistet, während ihre Maria Stuart eine ihrer Schöpfungen ist, welche die Unsterblichkeit anstreben, erhebt sie sich als Agrippine, Athalie,

Camilla u. a. nicht allzuweit über die Mittelmäßigkeit. Freuen wir uns der neuen Dumesnil, die zum Stolz des französischen Theaters an seinem Horizonte aufgegangen, und denken wir nicht so gering von dem Sternenhimmel unsers Bühnenlebens, daß wir unserer Dumesnil-Duchesnois nicht ebenso freudig die neue Clairon in Mademoiselle Georges gegenüberstellen sollten.

Beinahe zwei Jahre waren unserer Josephine unter diesen gehäßigen Kämpfen mehr schmerzensreich als freudevoll verstrichen. Das einzige Glück der einsamen vier Wände, zwischen denen ihr häusliches Leben sich abspann — Barrot's lieblicher Knabe — war gestorben. Etienne, den ihr fest ausgesprochener Wille fern von sich hielt, grollte ihr nach Art schlichter Naturmenschen, die das Warum eines Moralgesetzes mit unbewaffnetem Auge sehen müssen, um es ohne Murren befolgen zu können. Er hatte neuerlich in einem Schreiben, daß sein Bruder, der Schullehrer des Dorfes, ihm angefertigt, von Theaterprinzessinnenstolz geredet, und nun war es abgethan zwischen ihm und ihr, wie sie meinte, für immer. Einsamer wurde ihr Leben von Tag zu Tag, denn auch der Kummer traf sie noch, ihren Lehrer

und Freund, den edlen Legouvé allmälig in Geisteszerrüttung verfallen zu sehen, und oft stand sie, große Thränen in dem offenen ausdrucksvollen Auge, und fragte sich: wozu, o Du allweiser Gott, hast Du uns empfänglich für das Schöne und für die Liebe gemacht, wenn Geist und Herz dadurch nur um so kränker werden?

Endlich kam das Publikum, dieser Anfangs von der Schönheit der Mademoiselle Georges eingeschläferte, dann von dem Parteigebrüll der Journale übertäubte Löwe, der fast Entmuthigten zu Hülfe. Sie hatte dem allgemein ausgesprochenen Wunsche: beide Koriphäen des Theatre Français möchten häufiger, als es geschehe, zugleich auf der Bühne gesehen werden, mit Hintansetzung ihres Rollenmonopol's bereitwillig nachgegeben. Mademoiselle Raucourt, die sich durch ihre Schülerin immer noch in den ersten Partieen zu behaupten wußte, theilte Josephinen, die gewöhnlich von einer Confidente gespielte Sabine in Corneille's Horaziern zu, während sie die Camilla für sich behielt. Wie aber Mademoiselle Duchesnois diese Rolle auffaßte, schien sie dem aufmerksamen Publikum unter der Scene zu wachsen. Es rief nach beendigter Vorstellung die

Duchesnois ohne Mademoiselle Raucourt, was zur Folge hatte, daß diese, empört über solche Zurücksetzung, die Camilla an Mademoiselle Georges übergehen ließ, die nun auf Josephinens ausdrückliches Verlangen zu großer Befriedigung des Publikums wechselweis mit ihrer Rivalin die Camilla und Sabina spielen mußte, was im Allgemeinen zum Vortheil der Duchesnois ausschlug.

Die von ihrer Lehrerin nicht zum Besten berathene Georges wollte nun auch ihrerseits das so oft erprobte Gängelband der Künstlerlaune einmal an dem undankbaren Publikum versuchen. Sie weigerte sich eines Tages, als Raynouard's Tempelritter — ein in seiner Neuheit fabelhaft sich bewährendes Kassenstück — bereits auf den Anschlagzetteln stand, ihre Königinrolle diesen Abend zu spielen. Krankheit oder Indisposition der Stimme war nicht vorhanden, und so lebte das Comité bis zur Eröffnung der Kasse der guten Hoffnung, Mademoiselle Georges werde sich nur kostbar machen, und mit dieser kleinen Kriegslist irgend einen in Bereitschaft gehaltenen Wunsch durchsetzen wollen. Als jedoch Zeit und Stunde der Entscheidung kam, mußte man den Irrthum und das Vertrauen in

den echten Künstlerstolz der Mademoiselle Georges bereuen. Sie erschien nicht nur nicht, sondern fertigte auch die nach ihr ausgesendeten Boten mit hochmüthigen, allgemeinen Floskeln ab.

Das gedrängt versammelte Publikum machte den Zweck seiner Anwesenheit auf sehr stürmische Weise geltend, denn schon war die Stunde, die den steten Vorhang zwischen den Spielenden und Schauenden entfernen mußte, längst vorüber. Da hob er sich endlich und — statt des beginnenden Stückes erschien der Ueberbringer zumeist fataler Ereignisse, Florence, auf der Bühne. Der Tumult, die leidenschaftlichen Kundgebungen des Unwillens, welche seiner Meldung: Mademoiselle Georges sei nicht anwesend und habe sich ohne Angabe besonderer Gründe heute zu spielen geweigert — unmittelbar folgten, überstieg alle Beschreibung. Das Publikum war damals in seiner Geduld gegen Künstlerlaunen noch um ein halbes Jahrhundert zurück. Da kehrte Florence auf die so schnöde verlassene Bühne zurück. Es trat eine augenblickliche Stille ein, der nach geschehener Anfrage, ob das Publikum Mademoiselle Duchesnois, die gerade gegenwärtig sei, erlauben wolle, mit dem Buche in

der Hand aufzutreten und die Rolle der Mademoiselle Georges, die sie nicht einstudirt habe, zu lesen — ein stürmisches Bravorufen, ja die leidenschaftlichsten Beifallsäußerungen folgten.

Mit dieser improvisirten Leserolle Josephinen's, die einen alle Erwartung übertreffenden Erfolg gehabt haben soll, war ihr Sieg über Mademoiselle Georges beim Publikum entschieden. Als wenige Tage nach dieser Improvisation — am 11 Floreal XII (1. Mai 1804) — bei einer Vorstellung der Iphigenie in Aulis Mademoiselle Raucourt die Klytemnestra, die Duchesnois aber die Eriphile spielten, geschah etwas, das Josephine, so schmerzlich es auch von ihr empfunden wurde, doch zu einigen Jahren ruhiger Kräftigung ihres Talentes verhalf. Das Erscheinen der Raucourt, deren ganz entschiedener Einfluß auf Mademoiselle Georges und deren zornwüthiger Haß gegen Mademoiselle Duchesnois kein Geheimniß waren, wurde mit der schneidenden Musik einiger Sackpfeifen empfangen. Gedanke und That der Beleidigten waren Eins. Mit furienhaftem Grimm stürzte die kolossale Gestalt der Raucourt sich auf die zitternde, dieses gräßlichen Augenblicks kaum sich bewußt werdende Josephine,

die ohne allem Zweifel der muskulösen Feindin erlegen, wahrscheinlich aber nachhaltig an ihrer Gesundheit gefährdet worden wäre, wenn nicht bereitwillige und namentlich schnelle Helfer zwischen die Hyäne und das vor Entsetzen ganz wehrlose Lamm sich geworfen hätten.

„Mitten im Anlaufe der großen Fortschritte,“ „welche Mademoiselle Georges in dieser letzten Zeit“ „machte,“ sagt eine biographische Skizze dieser Künstlerin, „entfernte sie sich plötzlich mit ungestü-“ „mer Reizbarkeit vom Mittelpunkte der Aufklärung“ „und des Geschmackes, um in Petersburg jene“ „dürren Lorbeeren zu pflücken, wie sie unter dem“ „Eise des Nordens nun eben wachsen können.“

Mademoiselle Raucourt benutzte das von Bonaparte ihr ertheilte Privilegium als Vorsteherin der französischen Theatergesellschaften im Königreiche Italien. Sie verließ Paris auf sehr lange Zeit, wußte aber doch durch Ränke aller Art ihre Stellung am Théâtre français wenigstens dem Namen nach bis zu ihrem Tode — 1815 — zu behaupten. Sie lebte in den letzten Jahren ihres Lebens fast nur in dem Departement Loire am Ufer der Loire. Ihr Leichenbegängniß zeichnete sich durch einen

Skandal aus, an dem der Angabe nach über fünfzehntausend Menschen sich betheiligten. Die Geistlichkeit verweigerte ihr die religiösen Ceremonien, und das Volk erzwang sie unter dem Schutze des Gesetzes.

Seltsame Nemesis! — Bei jenen widerwärtigen Parteikämpfen, welche Mademoiselle Raucourt und ihr Ehrenritter Geoffroi im Théâtre français angestiftet, hatte sie für sich und ihre Schülerin eine Kluft zwischen ihnen und dem redlichen Theil des Publikums geöffnet, die sich nie wieder so ganz schloß, und die namentlich die ganze Zukunft der Mademoiselle Georges gefährdete. Jetzt mußten ihre sterblichen Ueberreste die widerwärtigste aller Ungerechtigkeiten: die Zwangherrschaft hierarchischen Wahnes gegen einen der schönsten Kunstzweige, sie mußten eine That des Hasses erdulden, die ein fanatischer Priester im Namen der Religion der Liebe an ihr verübte. —

Als Mademoiselle Georges von Petersburg zurückkehrte, war Josephine Duchesnois laut eines ausdrücklichen Arrêté du Préfet du Palais im Besitz fast aller Rollen, die sie nur spielen w o l l t e. Die vier bisher ganz von einander getrennten Fächer

von Königinnen, von Müttern, von großen und von jungen Prinzessinnen lauteten auf die vom Publikum fast ein wenig überschätzte Künstlerin. Die gerechtfertigte Kritik, welche der Duchesnois einfachere aber weniger eintönige Diktion anwünschte und einige falsche Gesten rügte, kam zuweilen übel weg, mochte sie auch die Wahrheit ihres Spieles, namentlich aber die Richtigkeit ihrer Auffassung nach Gebühr würdigen. Doch bewirkte Mademoiselle Duchesnois selbst, daß die Georges, welche in Petersburg, wie man sehr wohl wußte, nur geringen Erfolg und so gut, wie keine Gelegenheit, ihr Talent zu zeigen, gehabt, in der von ihr gewünschten Rolle der Merope das Pariser Publikum begrüßen durfte. Sie gefiel, doch empfing man die verwöhnte Künstlerin im Grunde nur als ein unartiges- Kind, das reuig bittend zu seiner Familie zurückkehrt.

Die Fortschritte, welche sie gemacht, waren unläugbar, und wurden von Niemanden aufrichtiger anerkannt, als von Josephinen, ihrer hochherzigen Rivalin. Allein Mademoiselle Georges verlangte und erhielt schon nach einigen Monaten ihrer Anwesenheit einen längeren Urlaub zu einer Kunst-

reise in die mittägigen Provinzen. Eine Krankheit befiel sie, ihr Ansuchen um verlängerten Urlaub wurde durch Schweigen verweigert. Sie zahlte die ihr nun auferlegte hohe Geldbuße ebenfalls nicht, ein seltsamer, ja ungerechter Prozeß hatte bis auf Weiteres ihre Entlassung, nebenbei aber auch das aufrichtige Bedauern aller Derer zur Folge, die ohne Parteienhaß in dem Wetteifer zweier so außerordentlicher und doch so verschiedener Talente als Josephine Duchesnois und Mademoiselle Georges Weymer es waren, einen Stolz des Theatre Français und einen Ruhm ihres Vaterlandes sowohl, als der Kunst im Allgemeinen erblickten.

Es war in den ersten Jahren ihres ruhigeren und gesicherten Künstlerlebens, als an einem trüben Novemberabend eine Frau in Trauer, die ihren Namen zu nennen sich beharrlich geweigert, bei Mademoiselle Duchesnois eintrat.

„Du kennst mich wohl nicht mehr oder willst mich nicht kennen," nahm die Fremde das Wort und „Margot" schrie Josephine in demselben Augenblicke laut auf. „Was ist's mit Etienne — o rede, rede um Gottes und der heiligen Jungfrau willen!"

„Todt, todt!“ schrie das Weib mit der ganzen exaltirt maßlosen Leidenschaftlichkeit der rohen Materie, die vom Bauer und Handwerker bis zur Crême der Gesellschaft, bis zu den exklusiven Regionen aller Lebensverhältnisse hinanreicht. „Gesund und todt in vierundzwanzig Stunden durch eine wilde Bestie von Pferd!“

Josephine hatte den letzten so überaus prosaischen Zusatz in dem Wehgeschrei der Frau gar nicht gehört. Ihre Phantasie schwang sich in lichtvoller Befreiung zu dem Verklärten empor. „Nun bist Du mein o Etienne!“ klang es mit Aeolsharfenton in ihr — „nun bist Du mein und keine Margot, keine Houri des Paradieses kann Dich mir rauben, denn unsere Seelen waren Eins vom ersten Lallen der Kindheit bis zu dem Tage der Trennung für dieses Leben. Geleite mich Gott dereinst in Deine ewige Heimath, o Du guter, Du bester aller Menschen, dem ich jemals Aug' in Auge geschaut.“

„Du warst sein letzter Gedanke, sein letztes Wort,“ schluchzte Barrot's Witwe in den abgebrochenen Lauten des überwältigenden Schmerzes. „Ich habe ihm versprechen müssen, unser kleines Töchterchen, das in der Taufe Deinen Namen er=

halten, Dir zu bringen, sobald es diesen lieben Namen lallen kann. Du sollst das Kind lieb haben, und seines Vaters dabei gedenken, läßt Etienne Dich bitten — ach, gute Josephine, ich bin wohl ein recht unvernünftiges störrisches Weib gewesen gegen Dich und ihn — laß' das meine kleine Josephine nicht entgelten, damit ihr armer Vater doch Ruhe finde in seinem Grabe."

„O Margot, wo wäre der Mensch, der nicht irrend und bereuend auf Gottes Vaterhuld und Gnade zu hoffen hätte," rief Josephine, die Verwandte stürmisch in ihre Umarmung ziehend. „Komm Du Aermste, die Du in ihm Dein Alles verloren, und nenne mich Schwester und laß' mich Theil haben an Deinem, an Seinem Kinde. Ach, es drängt mich, diese Nacht noch an seinem Bettchen für den heimgegangenen Vater zu beten. Reich gesegnet und hoch begnadigt hat Gott die vereinsamte Tochter des Volkes; sei Du gütig und liebreich, wie Er. Laß' Deiner Josephine eine zweite Mutter mich sein, denn nimmer koste ich sonst das Glück der Mutterliebe."

Wenn Dir, Du geduldiger Leser dieser biographischen Skizze einer aus den untern Schichten des

Volkslebens emporgestiegenen Künstlerin, vielleicht irgend ein „Pariser Führer," wenn Dir „Pariser-Theater-Notizen" oder ähnliche Blätter in die Hände fallen, so wirst Du vielleicht verwundert sein, der Josephine Duchesnois gar nicht, oder nur obenhin gedacht zu finden. Es fällt mir soeben ein Beweis für diese traurige Wahrnehmung in die Hände: möge er mit Einschaltung einer kleinen historischen Abschweifung hier seinen Platz finden.

„Das Theatre Français vertrat bis zu dem" „Tage, wo die romantische Schule sich Anerkennung" „errang, in strengster Genauigkeit, um nicht zu" „sagen Pedanterie die Klassicität der Zeit Ludwig's" „XIV. und noch jetzt ist es im Styl der Stücke, wie" „in der streng angepaßten Form der Aufführungen" „tonangebend. Hier in dem weltberühmten Theatre" „der rue Richelieu waren die größten Schauspie-" „ler, die Frankreich aufzuweisen hat, Talma, Da-" „zincourt, Lafont, die Mars, Clairon, Contat," „Raucourt, Georges, Rachel heimisch."

„Mademoiselle Duchesnois hat den Erwartun-" „gen, welche man von ihr hegte, nicht ganz enspro-" „chen" — heißt es auch in der schon oft citirten Biographie der Kaiserin Josephine.

Nach Barrot's Tode brach ihr Künstlerstreben an der Sehnsucht der Wiedervereinigung mit ihm, der das Licht ihrer Seele, die Schwungkraft ihrer Phantasie, der schmerzensreiche, poetische Quell ihrer wunderbaren Erkenntniß für die Tiefe des Liebeleidens gewesen war. Sie stand ermüdet auf ihrer Künstlerlaufbahn still, blickte nach dem Jenseits und überließ sich einer träumerisch resignirenden Apathie.

Da aber unläugbar in jedem, namentlich in dem Streben der Kunst jeder Stillstand ein Rückschritt ist, so gewann, wenn auch erst nach Jahrzehnten des Ringens, die jüngere und schönere Georges vom Odeon, dem zweiten Pariser Theater, auch so viel Terrain, um Josephinen Duchesnois, die jetzt nur noch ihre kontraktlichen Rechte geltend machte, eine Partei eifriger Anhänger gegenüber zu stellen.

Ende.

Druck von F. B. Geitler.